

# *Sabine Burgstädt*

---

aus Deutschland



## Stipendien-Aufenthalt im Oman

vom 5. Dezember 2011 bis 26. Januar 2012

# **Frauen in einem islamischen Land – Entwicklungsmöglichkeiten, Perspektiven und Förderungen am Beispiel Oman**

Von Sabine Burgstädt

Oman, vom 5. Dezember 2011 bis 26. Januar 2012



# Inhalt

1. Zur Person	73
2. Das Land	73
3. Die Ausgangssituation	74
4. Die Anreise – aller Anfang ist schwer	77
5. Bildung – die zukünftige Elite des Landes ist weiblich	80
6. Bildung - von Frauen für Frauen	83
7. Bildung – Fremdsprache als Schlüsselkompetenz	84
8. Bildung – Zielstrebigkeit ist nicht typisch Deutsch	87
9. Bildung – Frauen und Gesellschaft als Forschungsobjekt	89
10. Tradition – die starke Position der Frauen bei den Beduinen	93
11. Tradition – das Meer ernährt Mann und Frau gleichermaßen	96
12. Business – Unternehmertum unter der Abaya	98
13. Business – die Karriereleiter im Wüstenstaat erklimmen	100
14. Business – Start-up mit Kind und Kegel	104
15. Neue Medien – Flecken auf der weißen Weste	106
16. Gesellschaft – Gefragt und integriert auch ohne Mann	112
17. Schlussbetrachtung	120
19. Danksagung	120

## 1. Zur Person

Mein Name ist Sabine Burgstädt und ich bin seit sechs Jahren als Redakteurin für die Medienfabrik Gütersloh tätig. Im Gegensatz zu manch anderen Stipendiaten habe ich keine klassische journalistische Laufbahn absolviert. Während meiner Ausbildung zur pharmazeutisch-technischen Assistentin in Augsburg merkte ich, dass die Pharmazie doch nicht meine Heimat war. Ich entschloss mich daher 1999, nach Nordrhein-Westfalen zu ziehen und Medienwissenschaften zu studieren. Dem damaligen Diplom-, heute Bachelor-Studiengang in Paderborn verdanke ich meine im Berufsalltag immer wieder nützlichen Betriebswirtschafts- und Informatikkenntnisse. Vorlesungen in diesen Bereichen waren obligatorisch während des Grundstudiums.

Erst im Hauptstudium widmete ich mich meiner eigentlichen Profession – den Medien, klassisch und modern. Doch statt zu einer Tageszeitung oder zum Hörfunk verschlug es mich nach meinem Abschluss in eine Agentur, wo ich auch mein Volontariat absolvierte. Die Medienfabrik, gegründet als Spezialist für Corporate-Publishing, bietet heute ihren Kunden Full-Service, das heißt, sie erstellt alles, was diese zur Befriedigung ihrer Kommunikationsbedürfnisse benötigen. Als Redakteurin im Bereich „Gesundes Leben“ schreibe ich überwiegend für das im deutschsprachigen Naturkosthandel ausliegende Magazin „eve – ernährung, vitalität, erleben“, betreue aber ebenfalls die komplette Produktion des Kundenmediums „form&sein“ für das Unternehmen Bauerfeind, einen Hersteller der Sanitätshaushaltsbranche. Ich sehe mich daher einerseits als Dienstleister, aber ebenso auch als Journalistin. Um insbesondere letzteres unter Beweis zu stellen, habe ich mich im Herbst 2010 um ein Stipendium der Heinz-Kühn-Stiftung beworben.

## 2. Das Land

Das Horn von Arabien – mein Ziel. Für ca. 10 Wochen wird Oman meine neue Heimat sein. Ich habe das islamisch geprägte Land für mein Stipendium gewählt. Mit gut 310.000 Quadratkilometern ist das Sultanat etwas kleiner als Deutschland, wird aber nur von etwa 2,8 Millionen Menschen bewohnt, von denen ca. 25 Prozent Nicht-Omanis sind. Die Bevölkerung ist sehr jung, etwa 50 Prozent sind unter 18 Jahren. Bis in die 1970er Jahre waren in der einstigen Seefahrernation Stammesfehden an der Tagesordnung, es gab weder Rundfunk noch Fernsehen, Alphabetisierung und Gesundheitsvorsorge waren absolute Fremdwörter. Denn das Land im äußersten Südosten der Arabischen Halbinsel wurde von einem, wie wir heute sagen würden, modernisierungsfeindlichen Oberhaupt beherrscht. Erst mit dem

Sturz Sultan Said bin Taimurs begann eine wahrhaft rasante Entwicklung. Sein bis heute regierender Sohn Qaboos bin Said al-Said, führte, auch mit Hilfe der Erdöleinkünfte, das Land in die Moderne, setzte sich zugleich aber zum Ziel, die alten Traditionen und die kulturelle Identität zu bewahren. Zu diesem Zweck wurde vor etwa zehn Jahren von der Regierung eine Behörde für das Handwerk gegründet, deren Hauptaufgabe es ist, jungen Omanis beizubringen, Schmuck, Textilien und sogar traditionelle Schiffe herzustellen. So soll die für das Sultanat wichtige Handwerkskunst gepflegt und vor dem Verschwinden bewahrt werden.

Die eigentliche Leistung Qaboos' ist der Aufbau einer beispiellosen Infrastruktur. Ein gut ausgebautes Straßensystem erschließt heute das komplette Land. Außergewöhnlich auch die Etablierung eines umfassenden Gesundheitswesens. Bis 1970 gab es ein Krankenhaus. Heute stellen mehr als 50 Kliniken und 120 Ambulanzen die medizinische Versorgung der Bevölkerung sicher. Dadurch sank die Säuglingssterblichkeit erheblich, gleichzeitig stieg die Lebenserwartung von 46 auf 73 Jahre. Qaboos' besonderer Verdienst ist aber die Schaffung eines Bildungssystems, das Männern wie Frauen gleichermaßen offen steht. Existierten einst lediglich drei Koranschulen, in denen nur Jungen unterrichtet wurden, gibt es heute etwa 1.000 Schulen (Grund-, Mittel- und Oberschulen) für Jungen und Mädchen. Fachschulen und sechs Universitäten ergänzen das Ausbildungsangebot, das gerade von Frauen sehr stark wahrgenommen wird. Letztere sind es, die mein Interesse am Oman geweckt haben.

### 3. Die Ausgangssituation

Verhüllt, entmündigt, weggesperrt – dieses Bild haben viele Deutsche vor Augen, wenn sie an die Lebenssituation von Frauen in einem islamischen Land denken. Frauenrechte und Geschlechtergleichstellung scheinen ihnen dort nur eine Utopie zu sein. Und auch bei meinen Aufenthalten in anderen islamischen Ländern wie Ägypten und Marokko wurde diese westliche Einschätzung eher bestätigt als widerlegt. Einheimische Frauen waren in der Öffentlichkeit wenig präsent und immer begleitet von den wachsamen Augen männlicher Familienangehöriger. Sollte das im Oman anders sein? Mein erster Aufenthalt, eine Urlaubsreise Anfang 2010, legte dies nahe bzw. motivierte mich, die Entwicklungsmöglichkeiten und Förderung von Frauen in einem islamischen Land als Thema für meine Recherchen zu wählen.

„Ungebildete Frauen können keine freien Kinder aufziehen. Wenn Frauen nicht ausgebildet sind, können sie nichts zum Fortschritt dieses Landes beitragen.“ Kein geringerer als Sultan Qaboos selbst gab diese Parole aus. In einer

Rede zum Thema Bildung für Frauen ging er sogar noch weiter und sagte: „This country, in its blessed way forward, needs both men and women – because it resembles a bird in relying on both of its wings to fly high in the horizons of the sky. How can this bird manage if one of its wings is broken? Will it be able to fly?“ Sinngemäß hatte er erkannt, dass sein Land auf dem Weg in eine aussichtsreiche Zukunft nicht auf 50 Prozent seiner Bevölkerung verzichten kann. Bis heute fördert er das weibliche Geschlecht nach Kräften – und der Erfolg ist inzwischen für jeden sichtbar. Zwei Drittel der Plätze an den staatlichen Universitäten wurden zeitweise von Studentinnen eingenommen.

Beispielhaft auch die Arbeit des omanischen Frauenverbandes. Gegründet wurde er vor 40 Jahren durch Sultan Qaboos. Damals wurden Kurse angeboten, um Frauen Lesen und Schreiben zu ermöglichen – die Analphabetenrate lag 1970 bei 80 Prozent – und sie über Hygiene und Gesundheit zu informieren. Heute geht es vornehmlich darum, Frauen über ihre Rechte aufzuklären.

Vor vier Jahrzehnten war Oman das vielleicht rückständigste Land der Region. Qaboos bin Said al-Said setzte sich offenbar aber bewusst über Traditionen und Stammesdenken hinweg, auch hinsichtlich der Rolle der Frau. Er legte, im Gegensatz zu seinem Vorgänger und den Herrschern anderer islamischer Staaten, den Schwerpunkt auf die Ausbildung und Berufstätigkeit der Frauen und ging sogar selbst mit gutem Beispiel voran. So war Oman der erste Golf-Staat, der eine Ministerin hatte, ernannt vom Sultan. Heute hat das Land drei Ministerinnen. Seit den 70er Jahren werden Frauen immer mehr zum integralen Bestandteil der omanischen Gesellschaft. Frauen als Managerinnen und Richterinnen, im Bildungs- und Sozialwesen und Ingenieurinnen in den kommunalen Verwaltungen – ein Zustand, der in den Nachbarländern des Omans undenkbar wäre.

Frauen sind sogar erfolgreich als Repräsentantinnen des Landes. 2001 wurde die erste Frau als Botschafterin ernannt, und zwar für das Königreich der Niederlande. Passenderweise wird das Sultanat auch in Deutschland von einer Frau repräsentiert: Dr. Zainab Ali Said Al-Qasmiah. Während eines Interviews für die Zeitschrift „Arab Forum“ antwortete sie auf die Frage, wie die Rolle ihrer Geschlechtsgenossinnen im Golfstaat zukünftig aussehen werde: „Frauen handeln Hand in Hand mit ihren Brüdern, Vätern, Ehemännern und Kindern. Wir sind ihnen immer am nächsten und sie uns. Die omanischen Männer unterstützen die Frauen Omans sehr. 49 Prozent der Schüler von der ersten bis zur zwölften Klasse sind weiblich, mitunter ist der Anteil der Frauen sogar höher als der der Männer. Mädchen haben den Wettbewerb auf zahlreichen Gebieten aufgenommen. Frauen können nicht nur im Bildungs- und Gesundheitswesen mithalten, sondern auch im Ingenieurwesen und anderen Bereichen mit traditionell männlicher Dominanz.“ Noch kommt im öffentlichen Dienst des Oman auf zwei Männer eine Frau, nur rund 20 Prozent der

Beschäftigten in der Privatwirtschaft sind Frauen. Das ist wenig im Vergleich zu Deutschland, wo rund die Hälfte der Erwerbstätigen weiblich ist.

Doch auf der arabischen Halbinsel steht das Sultanat vergleichsweise gut da: Im Nachbarstaat Saudi-Arabien üben laut staatlichen Angaben nur 5,5 Prozent der Frauen einen Beruf aus, sie dürfen kein Auto fahren, keine öffentlichen Ämter bekleiden, männliche Freunde nicht in der Öffentlichkeit treffen. Ein anderes Bild in Oman. Dort sitzen Frauen am Steuer, gehen allein ins Café und essen mit männlichen Kollegen in der Kantine. 1996 wurde in Oman ein Grundgesetz durch den Sultan erlassen, das allen Bürgern gleiche Rechte wie Pflichten zusichert und sie vor Diskriminierung aufgrund ihres Geschlechts schützt. Dazu gehört auch, dass Frauen wie Männer frühestens mit 16 Jahren heiraten dürfen und es keinen staatlichen Verschleierungszwang gibt. Dies heißt, dass Abayas, lange, den Körper komplett verhüllende Mäntel, und Kopftücher nicht gesetzlich vorgeschrieben sind wie beispielsweise in Saudi-Arabien. Sie bestimmen zwar im Oman das Straßenbild, aber man trifft auch Bekleidungsvariationen: Frauen in Hosen, im Rock mit Kopftuch, mit Abaya, und Frauen, vor allem an der Grenze zu Jemen, die einen Gesichtsschleier tragen. Doch egal wie die Verschleierung auch aussehen mag, darunter stecken immer häufiger gut ausgebildete und selbstbewusste Frauen, von denen ich einige während meines Aufenthalts im Oman kennenlernen darf.

Es interessiert mich auch, ob dieser Wandel im Einklang mit Tradition und Glauben geschieht – oder beidem zum Trotz? Natürlich ist auch die Vereinbarkeit von Familie und Beruf ein wichtiges Thema. Dazu kann mir, so hoffe ich bei der Planung der Reise, zum Beispiel Hanan Al Zadjali mehr erzählen, die ich 2010 kennenlernte. Die 33-Jährige ist allein erziehende Mutter. Sie geht aber, wie immer mehr Frauen in diesem islamischen Land, trotz Kindern einem Job nach, ist Lehrerin für Geografie und außerdem ein gutes Beispiel dafür, wie sich die Familienstrukturen verändern. Auch im Oman leben immer mehr Menschen wie im Westen in Kleinfamilien – ältere Verwandte zur Kinderbetreuung fallen zunehmend weg.

Diese Lücke wird zwar zum Teil von staatlichen Betreuungsangeboten und den für wenig Geld zur Verfügung stehenden Kindermädchen aus Südostasien geschlossen, doch gerade letztere haben nicht unbedingt einen Traumjob. Schlechte Bezahlung und unmenschliche Arbeitszeiten sind für ausländische Arbeitskräfte im Oman eher die Regel als die Ausnahme. Hier besteht dringend Handlungsbedarf. Doch dazu später mehr.

Außerdem möchte ich gerne durch Gespräche herausfinden, welche Auswirkungen die Berufstätigkeit auf die Psyche der Frauen hat. Es interessiert mich, ob sie über die Unvereinbarkeit von Familie und Beruf klagen, ob sie von ihren Angehörigen unter Druck gesetzt werden, ihren Job zugunsten der Kinder aufzugeben oder ob sie, ähnlich wie manche westliche Frauen,

Schuldgefühle haben, weil sie berufstätige Mütter sind. Ein Feld, auf dem Dr. Auhoud Said Albulushi, Leiterin der Abteilung Forschung und Studium des Oman-Studien-Centers in Muscat, tätig ist. Sie hat mir im Vorfeld bereits ein Gespräch zugesagt. Darüber hinaus interessiert mich aber vor allem, wie sich die Frauen in ihrer neuen Rolle fühlen und wie sie mit dem Erfolg umgehen. Geht es ihnen womöglich ähnlich wie Frauen im Westen, die mehr leisten müssen als Männer, um anerkannt zu werden? Viel verspreche ich mir von Gesprächen mit weiblichen Geschäftsfrauen. So bin ich bei meinen Recherchen im Vorfeld zum Beispiel auf Sahar al-Kaabi gestoßen, die dank der Empfehlung des Sultans die erste Frau in einem arabischen Land war, die Mitglied einer Handelskammer wurde. Über Facebook war der Kontakt schnell geknüpft. Inzwischen verfolge ich auch begeistert die Twitter-Beiträge der Ausnahmegeschäftsfrau. Ein gutes Beispiel für den Weg des Oman in die Moderne. Einst brachten Schiffe der Seefahrernation Nachrichten und Waren in alle Welt – heute übernehmen dies auch im Sultanat die elektronischen Datenströme.

#### **4. Die Anreise – aller Anfang ist schwer**

Nur rund 58 Stunden – dann sitze ich im Flieger Richtung Oman. Die nächsten Wochen wird das Sultanat und dort überwiegend die Hauptstadt Muscat mein Aufenthaltsort sein. Acht Monate sind seit der Zusage der Heinz-Kühn-Stiftung vergangen. Am 8. Dezember 2011 geht es nun vom kalten, winterlichen Deutschland in den sonnigen Oman. Orientalisches Flair statt Adventszeit, was für ein Kontrast. Aber ich wollte es ja nicht anders. Was wird mich erwarten? Hoffentlich viele interessante Gespräche und Erlebnisse – insbesondere mit Frauen. Einige Kontakte habe ich in den vergangenen Monaten schon geknüpft, moderne Kommunikation via Internet erleichtert die Reisevorbereitung doch ungemein. Vor Ort werden hoffentlich weitere hinzukommen und mir einen Blick hinter den Schleier ermöglichen. Vor dem Flug steht noch eine wichtige Herausforderung: Packen. Was darf bzw. was muss mit? Beim Anblick der Stapel an Kleidung und anderem nützlichen Kleinkram kommen mir echte Zweifel, ob ich mit meinen 30 Kilogramm Freigepäck auskomme. Doch nach drei Anläufen stehen Rucksack und Rollentasche für die Abreise bereit. Am Flughafen Frankfurt dann aber der Schock beim Einchecken. Doch nicht das Gepäck ist das Problem, sondern mein Rückflugdatum. Die freundliche Dame vom Bodenpersonal der Oman Air erklärt mir, dass die Visabedingungen nur maximal acht Wochen Aufenthalt zuließen, ich aber zehn bleiben wolle. Die Airlines können von Staaten sogar mit Strafen belegt werden, wenn sie Passagiere ins Land be-



fördern, obwohl diese dort keine Aufenthaltsgenehmigung bis zum Rückflug bekommen. Ich erkläre ihr, ich würde nach acht Wochen ins benachbarte Dubai ausreisen, dann wäre ein erneuter Aufenthalt von vier Wochen wieder möglich. Dieser Argumentation folgt auch die herbeigerufene Vorgesetzte. Ich darf fliegen und lande sieben Stunden später endlich da, wo ich seit Monaten hin will: im Oman.

Am liebsten hätte ich sofort losgelegt mit meinen Interviews. Doch ganz so einfach ist es dann doch nicht. Während ich potenzielle Gesprächspartnerinnen bereits in Deutschland per Internet recherchiert und kontaktiert hatte, gestaltete sich die Suche nach einer Unterkunft deutlich schwieriger. Die ersten Tage verbringe ich daher vor allem mit Telefonaten und diversen Besichtigungsterminen, ein Platz zum Wohlfühlen für mehrere Wochen ist aber nicht dabei. Allerhöchstens ein Zimmer in einem Haus, das nur von Frauen bewohnt wird. Das wäre keine schlechte Basis für meine Recherchen. Allerdings muss die Hausherrin das Domizil erst herrichten, im Moment lagert sie noch eine riesige Sofagarnitur in dem Raum. Es wäre ab Januar 2012 verfügbar. So steige ich erst mal im Hotel ab, zu Beginn des neuen Jahres reise ich dann weiter nach Salalah. Für die späteren Aufenthalte in Muscat während meines Stipendiums greife ich teils wieder auf Hotelunterbringung zurück, teils auch auf Privatquartiere, zum Beispiel bei Verwandten von Ibrahim Al Balushi.

Den Reiseleiter von Nomad, einem deutschen Anbieter für Touren durch das Sultanat, lernte ich bei einem früheren Besuch kennen. Während meines Stipendiums im Oman treffen ich ihn wieder – aus einem ganz bestimmten Grund. Ich muss mich nämlich für eine Woche einer besonderen Herausforderung stellen: dem Agieren vor der Kamera. Keine leichte Aufgabe, wenn man auf Print geeicht ist. Aber mein Stipendium bzw. der Aufenthalt im Oman wird Teil einer Dokumentation von Deutsche Welle TV (DW TV) über die Heinz-Kühn-Stiftung sein. Diese feiert 2012 ihren 30. Geburtstag. Doch wie dreht man ein Portrait über eine Stiftung? Indem man die zeigt, die von dieser unterstützt werden – die Stipendiaten. Drei Schauplätze hat sich Autor Dr. Dieter Roser dafür ausgesucht: Deutschland, Brasilien und Oman. Die Klappe für meine Minuten fiel noch in Nordrhein-Westfalen. Gut einen halben Tag filmte mich das Team an meinem Arbeitsplatz in Gütersloh und auf dem Weg dorthin. Für die Drehtage im Oman hat Dieter Roser Ibrahim Al Balushi als Aufnahmeleiter engagiert. Mit ihm warte ich jetzt am Flughafen. Er spricht nicht nur gut Deutsch, sondern hat auch schon mal für das ZDF im Rahmen einer Oman-Dokumentation gearbeitet. Er wird die Mitarbeiter von DW TV, die mich eine Woche bei meinen Recherchen begleiten wollen, bestmöglich beim Drehen unterstützen. Neben Dieter ist dies Kamerafrau Jutta von Stieglitz-Yousuf und Tonfrau Friederike Wagmann.

Da ich bereits seit einer Woche im Oman bin, konnte ich schon einige meiner Interviewpartnerinnen auf den Besuch des Fernseheteams vorbereiten. Doch die beste Planung im Vorfeld nützt nichts, wenn falsche Informationen das Drehen unmöglich machen – denn der omanische Zoll beschlagnahmt die Kamera. Die angeblich nicht mehr benötigte Genehmigung des omanischen Informationsministeriums wird im Flughafen doch verlangt. Alles diskutieren und übersetzen mit Hilfe von Ibrahim bringt nichts, die Beamten bleiben hart. So geht es erst mal nur mit Crew, aber ohne Kamera ins Hotel. Am nächsten Morgen machen sich Dieter und Ibrahim für die notwendigen Papiere auf den Weg ins Informationsministerium.

Optimistisch kehren beide zurück, es wurde ihnen zugesichert, dass alle Personen, die unterschreiben müssten, anwesend seien und die Ausstellung des „Permit“ quasi nur eine Formsache wäre. Doch weit gefehlt. Trotz Unterstützung durch die Deutsche Botschaft in Muscat zieht sich der Prozess hin. Und je länger die Sache dauert, desto mehr verschlechtert sich die Stimmung beim Filmteam. Sie schwankt zwischen Galgenhumor, Frustration, Wut, Unverständnis, Resignation und panischem Aktionismus. Verständlich, wenn man drei Tage am Arbeiten gehindert wird und jeder dieser Tage mit Kosten verbunden ist. Zumal sich die Zwangspause im Vorfeld hätte vermeiden lassen. Die Mitarbeiterin bei der Omanischen Botschaft, die für Journalistenanfragen zuständig ist, gab aber in allen drei Telefonaten an, dass die Genehmigung nicht notwendig wäre, weil keine Drehs an staatlichen Einrichtungen auf dem Plan stünden. Die Irrungen und Wirrungen der omanischen Bürokratie, über die sich später auch die eine oder andere meiner Gesprächspartnerinnen äußern würde, bekommen das Drehteam und ich leider mit voller Härte zu spüren. Das geht so weit, dass Dieter Roser sogar ernsthaft einen Abbruch in Erwägung zieht.

Doch der Wunsch nach schönen Bildern siegt. Ein Leihgerät muss her. Dieter nutzt alle ihm zur Verfügung stehenden Möglichkeiten und Telefonnummern, und auch Ibrahim und sein Bruder Said Al Balushi lassen ihre Kontakte spielen. Schließlich findet sich ein adäquates Modell, mit dem Kamerafrau Jutta umgehen kann. Ironie des Schicksals – als sie dieses am Dienstagmorgen, also drei Tage nach Ankunft des Teams, mit Said abholt, bekommen Ibrahim und Dieter zeitgleich auch die Erlaubnis vom Ministerium, die Kamera aus Deutschland vom Zoll abzuholen.

Endlich kann es losgehen. Und zwar im Laufschrift. Und dies ist wörtlich zu nehmen. Denn für den Nachmittag habe ich mich bei drei Studentinnen angekündigt, die an der Universität in Nizwa Deutsch lernen. Von Muscat machen wir uns mit zwei Fahrzeugen auf Richtung Berge. Allerdings ist unser Team jetzt deutlich größer als vorher. Neben der Drehgenehmigung teilt uns das Ministerium auch zwei Beamte zu – quasi Aufpasser. Sie sol-

len protokollieren, was und wen wir drehen. Auch wenn sich beide bemühen, unsere Arbeit nicht zu stören, ein etwas fader Beigeschmack bleibt. In Sachen Pressefreiheit hat Oman eindeutig noch Nachholbedarf. So ist zum Beispiel Kritik am Sultan in den Medien Tabu, und auch wer allzu negativ über die Arbeit der Regierung berichtet, muss Restriktionen fürchten.

Fünf Monate Haft bekam der omanische Journalist Yusuf Al Haj im letzten Jahr von einem Gericht aufgebremmt, weil er in einem Artikel Justizminister Mohammed Bin Abdullah Al Hinai und seinem Staatssekretär vorwarf, sie seien korrupt. Das Berufungsverfahren läuft.

## **5. Bildung – die zukünftige Elite des Landes ist weiblich**

Ziel ist aber erst mal die Oasenstadt Nizwa. Sie liegt gut anderthalb Stunden Fahrzeit und rund 180 Kilometer von Muscat entfernt am Südrand des Hadschar-Gebirges nahe dem Dschabal al-Achdar, dem höchsten Bergmassiv Omans. In den historischen Mauern des dortigen Forts treffe ich drei Studentinnen vom Department of German Language der Universität Nizwa. Den Kontakt hat mir ihre Lehrerin Frau Marlene Plankermann vermittelt. Sie ist eine Freundin von Julietta Baums, der Geschäftsführerin von Nomad Reisen, die mit unserem Aufnahmeleiter Ibrahim Al Balushi verheiratet ist.

Während das Filmteam noch draußen nach der Fahrt seine Glieder reckt und streckt und das obligatorische Zigarettchen raucht, gehe ich die jungen Damen schon mal begrüßen. Schüchtern ist der erste Kontakt. Obwohl sie bereits 22 Jahre alt sind, wie ich später erfahre, kommen sie mir mehr wie junge Mädchen mit 16 Jahren vor, so zurückhaltend sind sie. Möglichst schonend versuche ich sie auf das vorzubereiten, was jetzt kommen wird. Diverse Drehszenen, die Suche nach interessanten Räumlichkeiten und das anschließende Interview. Überrascht bin ich vor allem von ihren Deutschkenntnissen, sie sind wirklich gut und nach einigen Anlaufschwierigkeiten, die der Nervosität auf beiden Seiten geschuldet sind, werden die Mädchen auch lockerer in der Konversation.

Anfangs ist es vor allem Hajir, die das Gespräch führt. Sie ist die einzige, die bereits verheiratet ist und auch schon eine kleine Tochter hat. Dafür musste sie ihr Studium kurzzeitig unterbrechen, jetzt kümmert sich ihre Mutter um das Kind, sodass sie sich wieder ganz auf ihren Abschluss konzentrieren kann: Deutsch als Hauptfach, zusätzlich Wirtschaft auf Bachelor – das offeriert die Universität ihren Studenten. Für ihren Master müssen die Omanis allerdings nach Deutschland gehen. Ein Wunsch, den alle drei haben. Hannover steht hoch im Kurs, soll dort doch das reinste Hochdeutsch gesprochen werden. Aber auch die Rheinstadt Düsseldorf und Konstanz am

Bodensee mit seiner Nähe zur Schweiz und zu Frankreich haben es den jungen Damen angetan. Was sie denn mit ihrem Abschluss für einen Beruf anstreben? will ich wissen. Gerne im Tourismus, verrät mir Tayba. Suaad kann sich auch eine Tätigkeit als Übersetzerin vorstellen. Vor allem wollen sie aber die deutsche Kultur noch intensiver kennenlernen und haben sich für ein Stipendium in Deutschland beworben.

Die Universität Nizwa kooperiert unter anderem mit der Martin-Luther-Universität in Halle-Wittenberg. Insgesamt studieren ca. 8.000 Studenten und Studentinnen an der privaten omanischen Hochschule, die 2004 eröffnet wurde. Im ersten Jahrgang waren es nur gut 1.300 Studenten, von denen allerdings 88 Prozent Frauen waren. Sind ihre Familien denn mit dem Studium einverstanden? Anfangs herrschte Skepsis in den Familien, lautet die Antwort. Allerdings nicht grundsätzlich gegen das Studium. Alle drei betonen übereinstimmend, dass ihre Eltern Bildung für elementar halten, dass sie ihren Söhnen und Töchtern eine gute Ausbildung ermöglichen wollen. Es war eher der Umstand, dass sich die jungen Frauen für Deutsch als Fach entschieden haben. „Anfangs war unseren Familien nicht klar, welchen Nutzen uns dieser Abschluss bringen könnte“, sagen die Frauen. Doch die Zahl der Touristen, die ins Sultanat kommen, steigt kontinuierlich. Vornehmlich Europäer, insbesondere Deutsche, haben das Land am Golf für sich entdeckt. „Unsere Eltern haben jetzt erkannt, dass uns die Deutschkenntnisse gute Chancen am Arbeitsmarkt eröffnen.“ „Ich würde sogar gerne Botschafterin werden“, gesteht mir Hajir lachend. Wenn das nicht klappt, dann vielleicht zumindest eine Stelle im diplomatischen Dienst. Selbstbewusst genug dafür ist sie sicher. Ansonsten wird der wachsende Tourismus sicherlich dafür sorgen, dass alle drei ihr Auskommen finden.

In Nizwa könnte es allerdings schwierig werden, in diesem Business Fuß zu fassen, da sind sie sich einig. Hajir weiß zum Beispiel schon jetzt, dass sie nach Abschluss ihres Studiums, und wenn auch ihr Gatte sein Studium abgeschlossen hat, eher in Muscat leben und vor allem arbeiten wird. „Ist dein Mann denn damit einverstanden?“, will ich wissen. „Aber natürlich“, lautet ihre Antwort. Und sie fügt mit einem charmanten Grinsen hinzu: „Sonst hätte ich ihn nicht geheiratet.“ Die Ehe hat für die jungen Frauen einen hohen Stellenwert. Im Gegensatz zu Deutschland sind deutlich mehr Studentinnen bereits verheiratet, wenn sie ihr Studium antreten. Auch ein Kind während der Ausbildung ist kein Problem. Meist springt dann die Familie als Babysitter ein, nur wenige Frauen geben das Studium deshalb auf. Es gibt sogar staatliche Betreuungsmöglichkeiten, eine Art Kindergarten, aber „ich bin doch beruhigter, wenn meine Mutter auf meine Tochter aufpasst“, erklärt mit Hajir. Für einen Mann auf einen Job zu verzichten, kommt für die Studentinnen nicht in Frage. „Der Mann muss das tolerie-

ren“, sagt Tayba selbstbewusst. Schließlich profitiere die Familie ja auch davon, wenn beide Partner ein Einkommen haben. Das trage zum Lebensstandard bei. Und ganz selbstverständlich wollen die beiden noch unverheirateten Frauen Tayba und Suaad nur einen Mann wählen, der sie in ihren beruflichen Plänen unterstützt.

In der Regel im Alter von 20 bis 25 Jahren entscheiden sich omanische Frauen zu diesem Schritt, wer mit 30 Jahren noch keinen Ehemann hat, wird schief angesehen. Das gilt auch für omanische Studentinnen, die ohne Abaya, ein langes, schwarzes Übergewand, zu den Vorlesungen kommen. „Wir müssen nicht“, bestätigen Hajir, Tayba und Suaad mir, „aber wenn wir keine tragen, dann werden wir von unseren Freundinnen komisch angesehen. Und wir unterscheiden uns so auch von anderen Studentinnen an der Uni, die zum Beispiel aus dem Irak kommen und nur Kopftuch tragen.“ Natürlich gibt es auch Situationen, in denen sie die Abaya ablegen. Zum Beispiel im Urlaub. Alle drei waren schon im Ausland, unter anderem in Sri Lanka oder auf Sansibar, und haben dort nur Jeans und Bluse getragen, allerdings kombiniert mit Kopftuch – aus Glaubensgründen.

Ob sie sich frei fühlen, will ich wissen. „Sicher, wir Frauen machen, was wir wollen“, schleudern mir die Mädchen spontan ins Gesicht. „Was ihr wollt?“ frage ich kritisch nach. „Ja klar“, lautet ihre Antwort. Dennoch bleibe ich skeptisch. Denn gewisse Dinge, die ich als Freiheit empfinde, sind den jungen Frauen entweder verwehrt oder werden von der Gesellschaft nicht wohlwollend betrachtet. Zum Beispiel allein unterwegs zu sein oder Freizeitaktivitäten mit jungen Männern wahrzunehmen. In der Hauptstadt Muscat sind Frauen in dieser Hinsicht freier. Anders in Nizwa. Es gibt kein Kino, weder Disco noch Jugendclubs. Die Möglichkeiten, sich mit Gleichgesinnten zu treffen, sind begrenzt. Zwar gehen die Studentinnen auch mal ins Café, dann aber meist tagsüber und immer mit Freundinnen. Abends sind die Lokalitäten fest in männlicher Hand. Eine Ausnahme bilden jene Cafés, die einen separaten Bereich für Familien bzw. Paare oder Frauen anbieten. Diese sind in der Hauptstadt aber deutlich häufiger als auf dem Land zu finden. Doch vielleicht haben die jungen Frauen auch gar nicht das Bedürfnis nach derartigen, für uns Westler gewohnten Freizeitaktivitäten?

Dass zwischen den Geschlechtern ein anderer Umgang gepflegt wird als in unserem Kulturkreis, wird auch deutlich, als wir später mit den Studentinnen essen gehen. Unsere omanischen Begleiter setzen sich bewusst abseits, um die Frauen nicht in Verlegenheit zu bringen. Denn wenn sie jemand mit einem fremden, nicht zur Familie gehörenden, einheimischen Mann am Tisch sehen würde, könnte das die Studentinnen kompromittieren.

Ihre Freiheit ist also relativ oder liegt im Auge des Betrachters. Hajir, Tayba und Suaad empfinden die Möglichkeiten, die ihnen in ihrem Land gegeben

sind, als Freiheit und sind begeistert von ihrem Sultan, fördert er doch in ihren Augen die Frauen in jeder Hinsicht. Sogar einen eigenen Tag hat er weiblichen Mitgliedern seiner Gesellschaft geschenkt. Der 17. Oktober ist der offizielle Frauentag im Oman, erzählen sie mir ganz stolz. An diesem Datum werden die Frauen beschenkt, es gibt Feste für die Frauen und in allen Städten wird gefeiert. Und was ist mit den Männern? „Gibt es auch für sie einen Tag?“, will ich wissen. Die Mädchen lachen: „Nein, Männertag ist jeden Tag!“

## 6. Bildung - von Frauen für Frauen

Doch es gibt Orte, an denen das starke Geschlecht manchmal in der Minderheit ist – die Sultan Qaboos University (SQU) sah sich zwischendurch sogar genötigt, für einige Studiengänge eine „Männerquote“ einzurichten, weil sich sonst zu viele Frauen eingeschrieben hätten. Mittlerweile ist das Geschlechterverhältnis auf dem Campus 50:50. Tag für Tag hasten junge Frauen und Männer über die weitläufige Anlage zu ihren Vorlesungen. Ein wenig gleicht die SQU einer Stadt in der Stadt, dazu trägt auch der prachtvolle Uhrenturm bei, der auf dem Kreisverkehr am Haupteingang platziert ist. Die sandfarbenen Gebäude heben sich vor dem tiefblauen Himmel ab, Arkadengänge zwischen den Gebäuden schützen vor den gleißenden Sonnenstrahlen. Die staatliche Bildungsschmiede liegt in unmittelbarer Nähe zu Muscat, in der Stadt Al Khoudh. 1986 nahmen dort, nach rund vier Jahren Bauzeit, die ersten Studenten ihr Studium auf. Bis 2000 war die SQU die einzige Universität des Landes, heute existieren fünf weitere, allerdings allesamt privat, wenngleich staatlich anerkannt: die Universitäten in Sohar, Nizwa, Dhofar und Al Buraimi sowie die German University of Technology.

Verteilt auf acht Fakultäten studieren rund 15.000 Studentinnen und Studenten an der SQU. Mein Ziel ist das Department für Tourismus. Nach der Fahrt über den Campus und der nicht ganz einfachen Parkplatzsuche empfängt mich dessen Leiterin Dr. Masooma Khamis Mahmood Al-Balushi. Ein flüchtiger Händedruck, dann sitzt mir eine zierliche, aber überaus selbstbewusste Person gegenüber. Der schwarze lange Rock betont die Figur, die grüne Bluse ist sogar leicht transparent, das Kopftuch mit Blumenmuster genau darauf abgestimmt. Zwei Ringe, üppig bestückt mit Diamanten schmücken die schlanken Finger, ihr iPhone steckt in einer mit Swarowskikristallen besetzten Hülle.

Oman, Ägypten, Großbritannien – das sind die Stationen ihrer akademischen Laufbahn. Ob sie nicht überlegt habe, nach ihrem Doktor an der Wales University in Cardiff im Ausland Karriere zu machen? „Nein.“ Masooma lächelt bestimmt. Das kam nie für sie in Frage. „Ich habe viel von meinem

Land erhalten, deshalb wollte ich ihm auch etwas zurückgeben.“ Viel, das bedeutet für die Leiterin des Tourismusstudienganges vor allem die Möglichkeit, berufstätig zu sein, ihre Kenntnisse an Studenten weiterzugeben, aktiv in der Bildungsarbeit des Landes mitzuwirken. Denn das Wissen, die Ausbildung und die Jugend zu fördern ist eine wichtige Prämisse des derzeitigen Sultans. Auch Masooma ist voll des Lobes für ihren Landesvater. Insbesondere, weil er Frauen als wichtiges Mitglied der Gesellschaft ansehe. Beide Geschlechter seien vor dem Gesetz gleichberechtigt, ihnen stünden alle Bereiche offen – vom Gesundheitssektor bis zur Polizei – und das bei gleichem Lohn. Letzteres ist etwas, was bei westlichen Besuchern durchaus für Verwunderung sorgt, ist es doch im europäischen Raum oft noch Gang und Gebe, dass Frauen für die gleiche Arbeit bei identischer Qualifikation weniger verdienen als ihre männlichen Kollegen in derselben Position.

„Wir sind hier als Frauen privilegiert“, gibt die Omani zu. Zumal sie für ihre Rechte nicht einmal kämpfen müssen. „Wir bekommen einfach, was uns zusteht.“ „Ist es denn nicht schwierig, in einer noch immer stark von Männern bestimmten Gesellschaft zu agieren?“, frage ich. „Nein“, lautet ihre Antwort. Wenngleich sie auch zugeben muss, dass ein gewisses Selbstbewusstsein und entsprechende Charakterstärke als Frau nicht schaden. Einige Studentinnen warten derweil vor der Tür, wollen die Professorin kurz etwas fragen. Sie wendet sich ihnen zu, einige kurze, bestimmt klingende Sätze, dann ist die Mädchengruppe in den schwarzen Abayas schon wieder verschwunden. Demnächst stehen Prüfungen an. Die Studenten sind aufgeregt dabei, sich vorzubereiten.

Wobei die Mädels durchweg fleißiger seien, sagt die Dozentin. „Sie konzentrieren sich mehr auf das Studium, empfinden es nach wie vor als Privileg, eine akademische Ausbildung machen zu dürfen, die ihnen später einen guten Job ermöglicht.“ Denn Jobs sind für viele der Studenten – egal ob männlich oder weiblich – nicht schwer zu bekommen. Oftmals erhalten sie noch während ihres Abschlussjahres Angebote aus der Wirtschaft, manche gehen auch in staatliche Institutionen. Der Ruf, den die Sultan Qaboos University laut Masooma bei potenziellen Arbeitgebern genießt, ist enorm.

## **7. Bildung – Fremdsprache als Schlüsselkompetenz**

„Sie sind eine wunderbare Lehrerin, aber bitte kaufen Sie sich ein Auto“. Dieser Satz bringt Andrea Wenke heute noch zum Lachen. Seit 12 Jahren lebt und unterrichtet sie im Oman und ist immer noch fasziniert, wie sehr sich der Bildungssektor innerhalb weniger Jahre entwickelt hat. Ich bin wieder zu Besuch an der Sultan Qaboos Universität. Vom Besucherparkplatz, wo ich mei-

nen Wagen stehen lasse, sind es 15 Minuten Fußmarsch, bis ich zum zweiten Male vor dem Department für Tourismus stehe. Sicherheitshalber gebe ich meiner Gesprächspartnerin kurz Bescheid. „Du musst dich nicht beeilen, im Moment haben wir eh keinen Strom“, bekomme ich zu hören.

Orientalische Gelassenheit pur. Die Zeit, die Andrea schon im Sultanat lebt, hat offenbar Spuren im Gemüt hinterlassen. Im Oman fällt die Deutsche mit dem Kurzhaarschnitt nicht nur durch ihre Körpergröße auf. Feuerrot sind die Hosen, die sie heute trägt. Und auch sonst ist Andrea auf dem Campus ein Hingucker, denn sie legt so viele Wege wie möglich mit dem Fahrrad zurück – womit sie fast die einzige an der Universität ist. Das war auch der Grund für den obigen Satz, den ihr ein Student am Ende des Semesters in die Beurteilung schrieb. „Er konnte einfach nicht verstehen, warum ich lieber mit dem Rad als mit dem Auto unterwegs bin“, erzählt die 55-jährige Dozentin für Deutsch.

Ihre Leidenschaft für den Drahtesel bringt sie sogar in den Unterricht und die Ausbildung der Studenten ein. So durfte der eine oder andere Absolvent schon mal in seinem Graduierungsprojekt im 4. Semester Möglichkeiten untersuchen, wie Fahrradtourismus im Oman etabliert werden könnte. „Ich denke, dieses Land hat durchaus Potenzial dafür.“ In Sachen Radrennsport macht das Sultanat bereits von sich Reden. Zum dritten Mal fand im Februar die „Tour of Oman“ statt. Seit 2010 will man mit diesem Event auch auf die touristischen und die Naturreize des Landes aufmerksam machen. Derzeit wird sogar ein omanisches Männer- und Frauenradspportteam aufgebaut. Doch Wettkampf ist nicht Andreas Sache. Ihr Ziel: ein familienfreundliches Fahrradland. Auch in Sachen Nachhaltigkeit durchaus wünschenswert – auf Dauer ist die rein aufs Auto ausgerichtete Mobilität im Oman nicht mit Umweltschutzaspekten vereinbar. Dass diese im Land auf der arabischen Halbinsel immer mehr Gehör finden, wurde auch auf der im September in Muscat stattfindenden Sustainable Urbanisation Conference 2011 deutlich. Dort standen Themen wie Energiemanagement, nachhaltige Städteplanung und grüne Technologien auf der Agenda. Da passen auch Elektroräder gut ins Bild. Diese, aber auch ganz normale Fahrräder verkauft Andreas holländischer Mann Frans Kohler in seinem Laden in Muscat. Der einstige Mitarbeiter eines Ölkonzerns hat darin Beruf und Berufung gefunden.

Das gilt auch für Andrea und ihre Leidenschaft zu unterrichten. Nach ihrem Abschluss in Leipzig noch zu DDR-Zeiten verschlug es sie für 15 Jahre in den Norden Europas, genauer gesagt nach Finnland. Sie arbeitete dort als Deutschlehrerin, unter anderem am Goethe-Institut. Dem Zufall ist es dann zu verdanken, dass sie sich 2000 im Sultanat wiederfand. „Ich wollte mich zum damaligen Zeitpunkt aus privaten Gründen beruflich verändern, und da fiel mir eine Stellenausschreibung einer internationalen Schule im Oman in die Hände.“ Es reizte sie, das kalte Finnland mit seinen langen



dunklen Wintermonaten gegen den sonnigen, im Sommer manchmal unerträglich heißen Oman einzutauschen. Ein Schritt, den Andrea bis heute nicht bereut hat. Ihre Karriere an der internationalen Schule war allerdings nur kurz, zu gering war damals die Nachfrage nach Deutsch-Unterricht.

Ein Glücksfall, dass die SQU zum damaligen Zeitpunkt gerade ein Deutsch-Programm einrichtete. Die Lehrerin bekam die einmalige Chance, diesen Bereich maßgeblich aufzubauen und mitzuprägen. 2002 startete sie mit Deutsch als Fremdsprache im Rahmen des Tourismusstudiengangs mit gerade mal sechs Studenten. Aktuell sind es rund 120, die unsere Sprache lernen wollen. Daneben ist noch Französisch im Angebot. Beides wird stark wahrgenommen, weil das Gros der Touristen nach wie vor aus Europa kommt. Zusammen mit Englisch, das als Fremdsprache bereits während der Schulzeit unterrichtet wird, sollen sich die angehenden Fachkräfte im späteren Job mit den Urlaubern jederzeit verständigen können.

Um ihre Schüler bestmöglich auf ihre Karriere im Tourismus vorzubereiten, legt Andrea Wert auf einen praxisorientierten Unterricht. So werden zum Beispiel auch Gespräche mit potenziellen Arbeitgebern trainiert und Rollenspiele durchgeführt. Interessanterweise muss sie in letzter Zeit verstärkt ihre Studentinnen zu mehr Fleiß animieren. „Ich beobachte mit Sorge, dass den jungen Mädchen nicht mehr so bewusst zu sein scheint, wie privilegiert sie sind. Es fehlt ihnen die Wertschätzung für die Rechte und Möglichkeiten, die sie haben.“ Woran Andrea das festmacht, will ich wissen. Sie erzählt mir, dass beispielsweise 2010 einige Studentinnen ein Praktikum in Deutschland, das die Lehrerin organisiert hat, wenige Tage vor dem Abflug abgesagt haben. Und das obwohl alles vorbereitet war, die Flüge und Unterkunft gebucht, die Erlaubnis der Universität und der Eltern vorlag. Als Begründung wurde dann die Familie vorgeschoben, doch die Deutsche hat einen anderen Verdacht. „Die hatten einfach keine Lust, es war ihnen zu anstrengend.“ Andreas Konsequenz: „Ich achte jetzt streng darauf, dass nur die Besten fahren, diejenigen, die sich aktiv einbringen, bei denen ich merke, dass sie es wirklich wollen. Wenn deshalb dann nur Männer fahren, kann ich es auch nicht ändern.“ Diese holen nämlich auf, im Tourismus-Studiengang sind es aktuell mehr männliche Studenten, und diese sind Andrea zufolge teilweise sogar fleißiger als die Frauen. Interessanterweise hatte mir Dr. Masooma Khamis Mahmood Al-Balushi noch das Gegenteil erzählt. Ob hier der Blick der Deutschen kritischer ist?

Auch andere Dinge fallen ihr als Europäerin auf. „Bei manchen Mädchen hat man den Eindruck, dass sie nur studieren, um den Wert ihrer Person zu erhöhen.“ Ein Studium bzw. Abschluss steigere offenbar die Chancen auf dem Heiratsmarkt. „Außerdem geben sich die Studentinnen neuerdings deutlich konservativer als früher, da sah ich oft bunte Kopftücher auf dem

Campus, heute dominiert schwarz.“ Im Unterricht wirkt sich diese Einstellung sogar negativ aus. „Es kommt nicht selten vor, dass sich die Mädchen einer Zusammenarbeit mit ihren männlichen Kollegen, und sei es nur in der Gruppe, verweigern.“ Fehlende Kooperation beim weiblichen Geschlecht – offenbar scheint der einen oder anderen Studentin nicht klar zu sein, welche Chancen sie im Vergleich zu den Geschlechtsgenossinnen in anderen islamischen Ländern hat. Das überrascht mich. Nach dem, was ich bisher gehört hatte, war ich der Meinung, dass die omanischen Frauen die ihnen zur Verfügung stehenden Möglichkeiten durchaus nutzen. Bleibt zu wünschen, dass sich diese Entwicklung nicht fortsetzt. Es wäre ein Schlag ins Gesicht all jener selbstbewussten Frauen, die das Sultanat schon hervorgebracht hat.

## **8. Bildung – Zielstrebigkeit ist nicht typisch Deutsch**

Eine dieser selbstbewussten Frauen ist Magda Al Salti. Seit 2009 unterrichtet sie an der Sultan Qaboos Universität im Fachbereich Tourismus. Dort wurde auch der Grundstein für ihre jetzige Karriere gelegt. „Ich war selbst Studentin an der SQU.“ Das an sich wäre nichts Außergewöhnliches. Doch wenn man sich die gesamte Vita von Magda ansieht, wird klar, warum sie ein Vorbild für die jungen omanischen Frauen sein könnte. Sie besitzt das, was Andrea Wenke an ihren Studentinnen teils bemängelt – das Bewusstsein dafür, welche Wege Frauen im Oman offen stehen, wenn sie nur wollen. Und die 27-Jährige wollte von Anfang an. Neben ihrem Hauptfach Tourismus entschied sie sich für Deutsch als Fremdsprache und kam so mit Andrea Wenke in Kontakt. „Ich kannte sie schon aus den Erzählungen meines Mannes Ibrahim, er war ihr erster Student“, erzählt die angehende Doktorin. Sechs Stunden in der Woche sahen sich die beiden Frauen während Magdas Studium. Dass sie heute Kollegen sind – davon hätte diese damals nicht zu träumen gewagt.

Andrea erkannte schnell, wie ernst Magda ihr Studium nahm. Sie war es dann auch, die der jungen Frau zu einem Praktikum in Deutschland verhelfen sollte. Verdient hatte es sich die angehende Tourismusfachkraft redlich – 2006 war sie die beste Studentin im Fach Deutsch. Insgesamt vier Praktikanten hatte Andrea unter ihren Schülern ausgewählt, alles Frauen, die durch Fleiß und Engagement bewiesen hatten, dass sie diese Chance nutzen wollten. Doch nicht immer erhält der Tüchtige seine Belohnung. Magdas Wunsch, endlich ihre Sprachkenntnisse vor Ort ausprobieren zu können, sollte sich nicht erfüllen – zumindest nicht sofort. Denn die Universität hatte Bedenken, die vier Frauen allein nach Deutschland reisen zu lassen, trotz Einverständnis der Eltern. Diese hatten die Lehranstalt sogar explizit von ihrer Fürsorgepflicht befreit. Doch der damalige Direktor entschied an-

ders – es fuhren vier Männer. Sie kamen quasi zum Praktikum wie die Jungfrau zum Kind. Die Studentinnen mussten, trotz ihrer guten Leistungen, zu Hause bleiben. Doch entmutigen ließen sie sich nicht. Ein Jahr später war es dann tatsächlich soweit. Dank eines „Sponsorships“ von zwei omanischen Firmen flogen Magda und eine Kommilitonin nach Frankfurt – allerdings auf eigene Verantwortung. Sie schufen eine Art Präzedenzfall. „Da bei mir und meiner Kollegin alles glatt lief, gab die Universität ihre Bedenken auf“, sagt Magda. In den Folgejahren durften immer wieder Studentinnen die Möglichkeit eines Praktikums in Deutschland wahrnehmen.

Magda absolvierte ihres 2007 in der Stadtbibliothek in Hamburg und entschloss sich währenddessen auch, ihr Studium an der Hochschule in Bremen fortzuführen. Zwei Jahre später machte sie dann ihren Abschluss in „International Tourism Management“ – daran konnte sie auch Sultan nicht hindern. Gemeint ist damit aber nicht der im Oman regierende Herrscher, sondern ihr inzwischen gut zweijähriger Sohn. Der Kleine kam 2009 auf die Welt und ist ein waschechtes Nordlicht. Denn in seinem omanischen Pass steht als Geburtsort Bremen. „Natürlich möchte ich auch, dass er später Deutsch lernt und er soll auch Deutschland kennenlernen.“ Vielleicht im Sommer dieses Jahres will Magda mit ihrem Mann Ibrahim und dem kleinen Sultan der Bundesrepublik wieder einen Besuch abstatten. „Ich liebe Hamburg und das Wetter im Sommer“, schwärmt sie. Doch vor allem die Sprache hat es ihr angetan. Daher genießt die Omani jeden Aufenthalt im Land der Dichter und Denker in vollen Zügen, zwischendurch frischt sie mit dem Programm von Deutsche Welle TV ihre Sprachkenntnisse immer wieder auf.

„Ich verbinde mit Deutschland nur gute Erinnerungen“, sagt die 27-Jährige. Damit meint sie nicht nur die Geburt ihres Sohnes. Denn auch das Angebot, an der SQU zu unterrichten, erreichte sie während ihres Aufenthalts in Bremen. Es war eine glückliche Fügung, dass ich, gerade kurz vor dem Abschluss, schon eine Stelle in der Tasche hatte.“ In ihren Vorlesungen, die sie aktuell an der Universität hält, liegt der Schwerpunkt auf dem wachsenden Segment des „Eco Tourismus“. „Ich bin überzeugt, dass hier eine große Chance für unser Land liegt“, sagt Magda. Doch das Bewusstsein für Sustainability – zu Deutsch Nachhaltigkeit – wächst erst langsam, sowohl unter der Bevölkerung als auch den Studenten. Die Universität versucht, auch dank der Anregung von Frauen wie Magda Al Salti, mit gutem Beispiel voran zu gehen. „Inzwischen haben wir Recyclingcontainer für Papier und beim Unifestival einen eigenen Stand, an dem die Umweltschutzaktivitäten auf dem Campus präsentiert werden.“ Gerne würde die Omani noch mehr tun, um ihre Landsleute für den Nachhaltigkeitsgedanken zu begeistern. „Die Deutschen sind uns in dieser Hinsicht weit voraus.“ Doch neben ihrer Lehrtätigkeit, Kind und Mann bleibt kaum Zeit für weitere Aufklärungs-

arbeit in Sachen Umweltschutz und Nachhaltigkeit. Denn parallel arbeitet Magda an ihrer Doktorarbeit: „Development of Oman Branding as Tourism Destination“ lautet das Thema. „Ich hoffe, dass ich im Oktober 2012 meinen Titel habe“, sagt Magda bescheiden. Bei der Zielstrebigkeit, die sie bisher an den Tag gelegt hat, habe ich da keine Bedenken, dass sie es schaffen wird.

## 9. Bildung – Frauen und Gesellschaft als Forschungsobjekt

Studium, Karriere, Kind – wenn man Frauen wie Magda Al Salti kennenlernt, scheint es, als sei für die Frauen im Oman fast alles möglich. Doch wie steht die in unseren Augen männlich dominierte Gesellschaft derart selbstbewussten Frauen gegenüber? Und was denken Mütter und Großmütter über ihre neuen selbstbewussten Töchter? Diese Fragen kann sie mir vielleicht beantworten: Dr. Auhoud Said Albulushi. Die Omani ist Assistenz-Professorin an der Sultan Qaboos Universität im Research and Studies Department. Es gehört zum Omani Studies Center, das sich speziell mit Fragen zur Kultur und Gesellschaft des Oman auseinandersetzt. Das Treffen mit ihr war mir ein besonderes Anliegen. Denn sie gilt als Koryphäe, wenn es um Frauenförderung und Bildung geht. So sprach die Wissenschaftlerin auch im März 2011 in Hongkong auf einer Konferenz mit dem Titel „World Education Dominated by Women“ und stellte dort nicht nur die Bildungssituation im Oman vor, sondern auch die in den anderen Golfstaaten. Demnach liegt der Anteil an weiblichen Hochschulabsolventen zum Beispiel in Saudi-Arabien bei 66 Prozent, in den Emiraten sind es 77 und in Katar sogar 89 Prozent. Zahlen, die ich so nicht erwartet hätte.

Da die Universität Donnerstag geschlossen ist, empfängt Auhoud uns in ihrem Privathaus. Bei diesem Termin begleitet mich das Filmteam wieder, leider taucht das Interview später nicht im Beitrag von Deutsche Welle TV auf – statt der mal geplanten 45 Minuten werden es nur knapp 30 Minuten Sendezeit. Da das Haus unserer Gastgeberin nicht einfach zu finden ist, reiche ich mein Handy an Ibrahim weiter. Dank Wegbeschreibung bringen er und sein Bruder Said Dieter, Jutta, Frederike und mich sicher ans Ziel. Das ockerfarbene Domizil von Auhoud liegt in einem Stadtteil, der von prachtvollen, überwiegend weißen Häusern dominiert wird. Doch nicht nur durch seine Farbe sticht es heraus – es ist vor allem seine imposante Größe, die mich überrascht. Geräuschlos öffnet sich das schwere Stahltor bei unserer Ankunft und gibt den Blick auf einen Innenhof von enormer Größe frei. Allein dieser umfasst sicherlich 100 Quadratmeter. Der Pool sei leider noch nicht fertiggestellt, entschuldigt sich die Hausherrin charmant. „Uns soll es egal ein“, denke ich mir. Wenn ich noch die Fläche der restlichen zwei

Stockwerke hinzuzähle komme ich bestimmt auf mehrere hundert Quadratmeter Wohnfläche, vielleicht sogar auf 1.000. Auch die Ausstattung des Empfangsbereichs ist vom Feinsten. Edler Marmor am Boden und an den Wänden, filigrane Holzschnitzereien, seidene Kissen und Vorhänge, dazu mehrere Springbrunnen und üppiges Grün schmücken das Entrée. Den Tee bekommen wir in Tassen mit prächtiger Goldverzierung serviert, das Gebäck ist von ausgesuchter Qualität. Unseren beiden omanischen Begleitern steht ins Gesicht geschrieben, in was für einem Haushalt wir uns heute befinden – in einem reichen.

Lautes Kindergeschrei durchbricht die perfekt wirkende Inszenierung. Ein Junge und ein Mädchen, beide vier Jahre alt und zweieiige Zwillinge, wie mir Auhoud später verrät, kommen aus einer der Türen gerannt. Die beiden älteren Töchter der Doktorin, 13 und 15 Jahre, schlafen noch. Kurz lässt sich auch der Hausherr blicken, ein groß gewachsener Omani, auf den ersten Blick deutlich älter als unsere Interviewpartnerin. Er begrüßt mich und das Team charmant in geschliffenem Englisch und erzählt uns vom Besuch in Deutschland. In Garmisch war das Paar letzten Herbst. Dort kamen sie sogar mit Schnee in Berührung, ein besonderes Erlebnis vor allem für die Kinder. Stolz präsentiert Auhoud auch die Mitbringsel ihres Besuchs: zwei Gartenzwerge. Was für ein Einstieg.

Bevor wir mit Interview und Dreh loslegen, vervollständigt die Hausherin allerdings noch ihre Garderobe. Leggings sollen verhindern, dass der weiße, lange Rock zu sehr durchscheint, den sie zum taillierten Blazer in intensivem Pink und dem Kopftuch trägt. Das Make-up wird natürlich auch noch einmal aufgefrischt. Nach einigen Anläufen ist auch der optimale Platz für Licht und Kamerasicht gefunden und ich starte mit meinen Fragen. Auf der anfangs genannten Konferenz hat die 40-Jährige Oman als Vorzeigeland in Sachen Frauenförderung vorgestellt. Mich interessiert, warum im islamischen Staat Oman für Frauen vieles leichter als in den Nachbarländern ist.

„Es gibt mehrere Faktoren“, erklärt die Doktorin. Zum einen die Regierung. Der Sultan unterstütze die Bildungsarbeit in vielfacher Hinsicht, sowohl mit Geld als auch durch das Anwerben von ausländischen Kräften, die den omanischen Nachwuchs so qualifizieren sollen, dass er erfolgreich im Beruf bestehen kann. Das gilt sowohl für Männer als auch für Frauen. Letztere scheinen dem Herrscher besonders am Herzen zu liegen. Zum Beweis zitiert die Wissenschaftlerin den Sultan. Er verglich die omanische Gesellschaft einmal mit einem Vogel, der, um in den Himmel fliegen zu können, auch zwei Flügel benötige. Gleiches gelte auch für sein Land, es benötige auf seinem erfolgreichen Weg in die Zukunft beide: Männer und Frauen. „Wir haben einen riesigen Sprung in wenigen Jahrzehnten gemacht – von keiner Bildung zur High-End-Bildung“, sagt Auhoud. Heute existiert ein

flächendeckendes Bildungsnetz im Land – über 1.300 Schulen, die kostenlos sind, mit gut 650.000 Schülern und 42.000 Lehrern. Für das Studium fallen allerdings Gebühren an. Diese werden aber durchaus akzeptiert, da die Ausbildung der Kinder als Zukunftsinvestition gelte, versichert mir meine Interviewpartnerin. Auch die Erwachsenenbildung wird vorangetrieben, sodass die Analphabetenquote heute nur noch im einstelligen Bereich liegt. Ein weiterer Faktor, der zur Frauenförderung beitrage, ist laut Auhoud die Toleranz der Omanis, die deutlich größer zu sein scheint als in anderen Golfstaaten. Auch wenn die Gesellschaft ebenso parallel in eine Männer- und Frauenwelt ausgerichtet ist wie in anderen islamischen Ländern, gewinnt man den Eindruck, dass hier ein größeres Verständnis oder ein Übereinkommen zwischen den Geschlechtern vorherrscht, was die Gleichberechtigung angeht. Ich äußere die Vermutung, dass dies stark mit der sozialen Schicht einhergeht und es sicherlich Unterschiede zwischen der Hauptstadt und dem Rest des Landes gebe. Später werden mir Gesprächspartnerinnen noch bestätigen, dass die Rolle der Frau außerhalb von Muscat nach wie vor deutlich traditioneller geprägt ist.

Doch auch hier habe sich, so die Professorin, bereits viel getan. „Wir Frauen müssen unsere Rechte nicht einfordern, wir bekommen sie einfach.“ Eine Aussage, die ich auch schon von ihrer Kollegin Dr. Masooma Khamis Mahmood Al-Balushi gehört hatte. Allerdings führe diese Selbstverständlichkeit laut Auhoud dazu, dass manche Frauen gar nicht wüssten, welches Privileg sie hätten im Vergleich zu ihren Geschlechtsgenossinnen zum Beispiel in Saudi-Arabien oder Jemen. Zwar gäbe es dort ebenso hochintelligente, gebildete Frauen, diese müssten aber deutlich schwerer dafür arbeiten bzw. hätten das Glück, von ihren Familien unterstützt zu werden. Der „Support“ durch die Familie ist ebenfalls ein Schlüssel zur Frauenbildung. Die Eltern meiner Gesprächspartnerin verfügten über keinen Schulabschluss. Als Auhouds Vater, er war der Führer seines Stammes, seiner Tochter den Zugang zu Bildung ermöglichte, nahm er eine, wenn auch von ihm nicht angestrebte Vorreiterrolle ein. Da er Schule für seine Töchter gut hieß, folgten andere Eltern seinem Beispiel. „Mein Vater zeigte mit seiner Entscheidung, dass von Wissen keine Gefahr ausgeht, dass Bildung auch für Mädchen gut ist“, erinnert sich die Wissenschaftlerin. Dafür sei sie ihm heute noch dankbar. Die omanischen Familien und vor allem die Väter sehen inzwischen den Nutzen von Bildung und sind deshalb sogar bereit, dafür zu bezahlen, dass ihre Töchter studieren. „Du brauchst die Unterstützung der Menschen um dich herum. Als Frau alles alleine zu erreichen, ist schwierig“, sagt die Forscherin. Den nötigen Rückhalt fand Auhoud auch bei ihrem Mann. Als sie für ihren Dokortitel ins Ausland ging, kümmerte er sich um die Kinder, zeitweise lebten die beiden mit dem Nachwuchs zusammen auch in einem

Haus in England. „Und unsere Nachbarin dort war völlig verblüfft, als sie sah, wie mein Mann die Wäsche im Garten aufhing. Sie sagte sogar vorwurfsvoll zu ihrem Gatten, dass er das noch nie getan hätte. Wir stellten offenbar das Bild, das sie von einem muslimischen Familienleben hatte, völlig auf den Kopf“, meint Auhoud lachend.

Die Vereinbarkeit von Familie und Beruf – in einigen Punkten ist das im Oman vielleicht sogar einfacher als in Deutschland. Beispiel Kinderbetreuung: Bisher übernehmen meist die Mütter oder andere nahe Verwandte die Betreuung des Nachwuchses, wenn die Frau weiter arbeiten geht. Die Gesellschaft verändert sich aber zunehmend. Auch im Oman werden die Großfamilien seltener, ziehen die Jüngeren aus beruflichen Gründen vom Land in die Hauptstadt, während ihre Eltern in den Dörfern zurückbleiben. Die Versorgung der Kinder wird schwieriger. Einen Teil der Lücke schließen die zahlreich vorhandenen Nannys aus Asien, eine Tatsache, auf die ich bei meinen Vorrecherchen bereits gestoßen bin. Auch in Auhouds Haushalt gibt es diese dienstbaren Geister. Als ich meine Gastgeberin auf manchmal ausbeuterischen Bedingungen anspreche – 12-Stunden-Tage bei minimalem Gehalt sind nicht ungewöhnlich – bleibt sie jedoch unverbindlich. Stattdessen äußert sie die Ansicht, dass, ähnlich wie in Deutschland, mehr Betreuungsangebote für unter Dreijährige nötig wären, damit Frauen unmittelbar nach der Geburt wieder in den Berufsalltag einsteigen könnten. Und dass es gerade im mittleren Management noch zu wenige Frauen in Führungspositionen gebe.

„Wir haben zwar drei weibliche Ministerinnen und unzählige Frauen, die erfolgreich ihre eigene Firma führen, aber sowohl im Staatssektor als auch in der Privatwirtschaft ist die Quote der Männer in Schlüsselpositionen mit 60 Prozent deutlich höher als die der Frauen“, weiß Auhoud. Worauf dies zurückzuführen sei, will ich wissen. „Wir Frauen scheuen uns nach wie vor, derartige Positionen einzufordern“, sagt die 40-Jährige. Etwas, was auch mir als europäische Frau bekannt vorkommt. Denn auch in Deutschland schreit die Politik nach mehr Frauen in Führungspositionen, will dies gar mit einer Quote belegen. Doch was nützen alle Vorgaben, wenn sich Frauen nicht bereit für diese Positionen fühlen, wenn die Rahmenbedingungen wie flexible Arbeitszeiten, Kinderbetreuung und vor allem die gesellschaftliche Akzeptanz von Karriere mit Familie fehlen? „Da wir Frauen unsere Privilegien nicht erkämpfen mussten, fehlt vielleicht auch der einen oder anderen das Bewusstsein dafür, welche Möglichkeiten sie brachliegen lässt, um die sie andere Geschlechtsgenossinnen beneiden“, befürchtet die Professorin. Und wünscht sich weiterhin: „Ich von meiner Seite aus kann nur immer wieder die Frauen in meinem Bekanntenkreis motivieren, die Freiheiten, die wir hier haben, zu nutzen, mehr aus ihrem Leben zu machen. Kinder und Familie sind eine Bereicherung für das Leben, doch die Chance Wissen zu

erlangen, ist etwas, was jeden, egal ob Mann oder Frau, in seiner Persönlichkeit weiterbringt.“

Erwachsenenqualifikation und Bildung für die kommende Generation – zwei Ziele, die im Oman verfolgt werden. Doch trotz Fortschritt und Wohlstand spürte man auch in diesem Land im Frühjahr 2011 die Auswirkungen des Arabischen Frühlings. Diese von Tunesien ausgehende Bewegung gegen autoritär herrschenden Regime sowie soziale und politische Ungerechtigkeiten machte auch vor den Golfstaaten nicht halt. Insbesondere in Bahrain protestierten die Menschen massiv gegen das sunnitische Königshaus. Im an den Oman angrenzenden Jemen führten teils blutige Demonstrationen erst im November 2011 endlich zum Machtwechsel. Im Vergleich dazu muten die Proteste im Sultanat harmloser an. Nicht der Sturz des Sultans, sondern mehr politische Mitbestimmung, Pressefreiheit, weniger Korruption, bessere soziale Absicherung und vor allem der Wunsch nach Arbeitsplätzen waren die Forderungen. Etwa 12 bis 15 Prozent soll die Arbeitslosenquote im Land betragen, gerade auf dem Land finden viele junge Omanis, trotz der guten Ausbildung, nur schwierig einen Job. Auch die im politischen System herrschende Korruption war den Demonstranten ein Dorn im Auge. Der Sultan reagierte mit einer Kabinettsumbildung, erhöhte die Pensionen und ließ eine Sozialhilfe einführen.

Trotz der Maßnahmen kam es bis Ende April 2011 immer wieder zu Protesten, bei denen die Polizei zum Teil eingriff. Derzeit scheint es, als seien die Wogen geglättet, doch es ist nicht ausgeschlossen, dass es erneut zu Unruhen kommt. Auhoud fordert, „dass der Staat auf die junge Generation hören muss.“ Auch ihre Töchter sind Teil jener Generation, der die Zukunft Omans gehört. „Wir haben immer noch einen langen Weg vor uns, den wir Schritt für Schritt gehen müssen. Unsere Regierung muss die Bedürfnisse, die die Bevölkerung des Landes hat, auf diesem Weg berücksichtigen. Wir haben viel erreicht in den letzten Jahrzehnten, doch ohne die Jugend hat unser Land keine Zukunft. Wir geben ihnen Wissen und wir müssen ihnen auch die Chance geben, dieses Wissen zu nutzen. Das ist unsere Verpflichtung.“

## **10. Tradition – die starke Position der Frauen bei den Beduinen**

Rund 250 Kilometer weiter südlich ist auch Wissen gefragt – Wissen um Wanderrouten, Wasserquellen und Winde. Über der Wahiba, der kleineren der beiden Wüsten im Oman, liegt flirrend die Hitze. Wolkenlos zeigt sich der blaue Himmel, rot der Sand. Ca. 200 km von Norden nach Süden sowie 80 km von Osten nach Westen erstreckt sich das Gebiet, in dem rund 1.500 Dromedare und 15.000 Ziegen sowie 3.000 Beduinen von verschie-



denen Stämmen noch halbnomadisch leben. Wenngleich sie inzwischen fast durchweg außerhalb der Dünen feste Behausungen haben, ist die Wüste nach wie vor noch ihr Wohnzimmer. Zusammen mit den Tieren – Ziegen, Schafen und vor allem Kamelen – verbringen die Menschen einen Teil des Jahres zwischen den Dünen. Einfache Hütten aus Palmwedeln geben ihnen den nötigen Schutz vor der Sonne. Das Geflecht ist durchlässig, funktioniert wie eine natürliche Klimaanlage. Für mehr Kühlung wird ein feuchtes Tuch an die Wände gehängt, das für angenehme Verdunstungskälte sorgt. Die Tiere sind tagsüber sich selbst überlassen und werden ein- bis zweimal am Tag gefüttert. Doch das, was mit Kamelen und Viehzucht erlöst wird, reicht für das moderne Leben bei weitem nicht mehr aus. Daher erhalten die Beduinen auch Unterstützung vom Staat. Eine Art Agrarprämie, mancher würde es auch als Sozialhilfe bezeichnen. Arm sind die Menschen aber nicht, ihre Häuser sind ans Strom- und Wassernetz angeschlossen, geländegängige Jeeps vor der Haustüre haben das Kamel als traditionelles Fortbewegungsmittel ersetzt.

Auch wir, das Fernseheteam, unsere omanischen Begleiter und ich, sind mit Allradfahrzeugen unterwegs, und das seit sieben Uhr morgens. Zwei bis drei Stunden dauert es, bis wir die gut ausgebauten Asphaltstraßen verlassen und in das ca. 13.000 Quadratkilometer große rote Sandmeer eintauchen. Zuvor gilt es etwas Luft aus den Reifen zu lassen. Dadurch vergrößert sich die Oberfläche, es ist einfacher zu fahren. Jedes Mal, wenn ich in die Wüste komme, packt mich aufs Neue dieses besondere Gefühl. Es ist ein magischer Ort, ein Ort, fern von der Hektik unserer modernen Zeit, ein Ort, an dem man sich aufs Wesentliche konzentrieren kann, an dem elementare Bedürfnisse wie Wasser immer noch wichtiger sind als Computer. Wichtig für meine Begleiter sind aber schöne Bilder. Daher lässt es sich Jutta, unsere Kamerafrau, nicht nehmen, mit ihrem „Baby“, der Digi Beta-Kamera, auf das Dach eines der Landrover zu steigen. Vor hoch wirbelndem Sand soll die Kamera ein einfacher Müllsack schützen. Vorsichtig, um seine „wertvolle Fracht“ nicht zu verlieren, steuert Said den Jeep weiter durch das Sandmeer, Ibrahim, unser Aufnahmeleiter, und ich fahren voraus, um im Bild zu sein, teilweise filmt Jutta aber auch die sich bis zu 200 Meter auftürmenden Dünen rechts und links von uns.

Ihren Namen verdankt die Wüste übrigens einem dort lebenden Beduinenstamm, den Wahiba. Wir machen uns nach einem kurzen Mittagessen aber auf den Weg zum Oberhaupt der Al Hajari Beduinen. Einst wurde die Scheichwürde vererbt, heute wählen die Beduinenstämme ihre Scheichs. Von außen wirkt das Haus solide und ordentlich, die wahre Pracht entfaltet sich aber im Inneren. Der Empfangsraum, in den wir geführt werden, ist am Boden und den Wänden vollständig mit Marmor ausgekleidet, kunstvoll geschnitzte Holzvertäfelungen schmücken die Decke. Neben dem dicken Tep-

pich und den Kissen am Boden stehen mehrere goldfarbene Sitzmöbel überzogen mit rotem Brokatstoff für Besucher bereit. Eine riesige Platte frisches Obst, omanischer Kaffee und Datteln werden zur Begrüßung serviert. Omanische Gastfreundschaft pur. Dann heißt es allerdings Warten. Denn Ibrahim und der Scheich fahren erst einmal alleine zu den Frauen des Stammes, die wir gerne besuchen wollen, um ihnen zu erklären, was sie erwartet. Eine Viertelstunde später ist klar: Wir dürfen kommen.

In einem von getrockneten Palmenwedeln begrenzten Outdoor-Wohnzimmer empfangen uns acht Frauen auf einer großen Matte. Ihre Gesichter haben sie zum Teil komplett verschleiert, teils wegen unserer Kamera, teils auch wegen Ibrahim. Dieser muss für mich übersetzen, denn die Frauen sprechen kein oder nur ganz wenig Englisch. Bei anderen Stämmen in der Wahiba tragen die Frauen schwarze Gesichtsmasken, sowohl als Schutz vor der Sonne und neugierigen Blicken als auch aus Schönheitsgründen. Bunt und gemustert ist stattdessen die Kleidung der Beduininnen, ein wohlthuender Kontrast zu den schwarzen Abayas, welche die Frauen in den Städten tragen. Einige meiner Interviewpartnerinnen haben die Fingerkuppen oder Nägel mit Henna gefärbt. Goldene Armreifen und Ringe schmücken die von Sonne, Sand und Arbeit gegerbten Hände.

Ob sie noch traditionellen Silberschmuck besitzen, will ich wissen. Teilweise ja, übersetzt Ibrahim die Antwort. Allerdings wurde der Schmuck in der Vergangenheit zumeist verkauft, um zum Beispiel Beerdigungskosten beim Tod des Mannes zu bezahlen. Gerne möchte ich noch mehr über die Frauen und ihr Leben erfahren. Die vermutlich Älteste in der Runde meldet sich zu Wort. Zwar kann sie mir ihr genaues Alter nicht verraten, doch sie wurde noch in der Wüste geboren und hat rund 50 Jahre dort gelebt. „Jetzt schätze ich allerdings das moderne Leben, in meinem Alter ist die Klimaanlage ein Segen.“

Auch wenn feste Häuser heute zum Beduinenleben dazu gehören, bestimmen die Tiere immer noch den Tagesablauf der Menschen. Die Männer kümmern sich traditionell um die Kamele. Schafe und Ziegen sind die Domäne der Frauen. Um fünf Uhr morgens beginnen sie ihr Tagwerk. Nach dem Gebet und dem Frühstück werden die Tiere gefüttert, die Kinder zur Schule gebracht, Hausarbeiten wie Kochen und Waschen danach erledigt. Zwischendurch bleibt immer Zeit für Besuche bei Freundinnen oder Verwandten, traditionell verknüpft mit Tee oder Kaffee, bevor die Tiere vor Einbruch der Dunkelheit erneut gefüttert werden. Stehen Entscheidungen in der Familie an, werden die Argumente der Frauen ebenso angehört wie die der Männer, beide sind gleichberechtigt, bestätigt mir die Frauenrunde. Auf die Frage, was sie sich wünschen, kommt als erste Antwort: Regen. Kein Wunder, sorgt das Nass in der Wüste doch dafür, dass die Tiere genug Nahrung

finden. Doch genauso gerne hätten sie, dass auch ihre Anliegen gleichwertig und ebenso schnell wie die der Männer vom Staat behandelt werden. Das betrifft zum Beispiel die Vergabe von Land. Sie erzählen mir, dass eine alleinstehende Frau zum Beispiel Probleme habe, das Besitzrecht für ein Haus zu bekommen. Die Hürden liegen in diesem Fall offenbar in der Bürokratie und nicht in der Gesellschaft. Von ihren Männern werden sie geachtet und geschätzt, doch vor Beamten und in Behörden scheinen die Beduinen nicht immer zu ihrem Recht zu kommen.

### **11. Tradition – das Meer ernährt Mann und Frau gleichermaßen**

Mehr als 1.000 Kilometer südlich der Wahiba treffe ich wieder auf Menschen, insbesondere Frauen, deren Lebensweise ähnlich ursprünglich ist wie die der Beduinen, wenngleich auch sie die Annehmlichkeiten des modernen Lebens schätzen. Ich bin – nun ohne die Fernsehleute – ganz in den Süden des Landes gereist, nach Salalah. Mit 200.000 Einwohnern ist es die zweitgrößte Stadt und besitzt neben einer Universität auch einen Flughafen. Ich habe mich allerdings für eine andere Anreiseform entschieden: den Bus. Mit 7 Rial, ca. 14 Euro, ist dieser fünfmal günstiger als das Flugticket. Allerdings ist die Tour deutlich strapaziöser. Morgens und abends starten die modernen Überlandbusse von einem Platz im Stadtteil Ruwi von Muscat. Im Nachhinein etwas unbedarft habe ich mich für die Nachtfahrt entschieden. Unbedarft insofern, als dass ich die einzige weibliche Person im Bus bin. Auf die Idee, über Nacht alleine zu reisen, kommt offenbar keine einheimische Frau. Und ich muss zugeben, dass ich im ersten Moment durchaus daran denke, das Unterfangen abzubrechen und am nächsten Tag den Flieger zu nehmen, angesichts der Horde Männer, auf die ich am Busbahnhof treffe. Ein Bekannter, der mich zum Abfahrtsort bringt, versichert mir aber, dass ich keine Bedenken haben müsse. Und in der Tat genieße ich eine bevorzugte Behandlung. Man platziert mich in der vordersten Sitzreihe, während der Pause begleitet mich ein Omani in den Familien vorbehaltenen Raum des Restaurants und bei meiner Ankunft in Salalah organisiert mir einer der pakistanischen Busfahrer sogar noch das Taxi zu meiner Strandpension. Aber ich bin mir im Nachhinein sicher, dass mein emanzipiertes Verhalten beim dem einen oder anderen Mitreisenden auf Verwunderung stieß – spüren ließen sie es mich aber nicht. Und wenn ich das Verhalten der Männer beurteile, es waren überwiegend Gastarbeiter, muss ich sagen, dass auch keiner in irgendeiner Form aufdringlich wurde. Das gilt generell auch für die Omanis. Es empfiehlt sich zwar, als europäische Frau selbstbewusst aufzutreten, penetrante „Anma-

che“, wie ich es etwa aus Ägypten kannte, habe ich im Oman jedoch so gut wie nicht erlebt.

Nach dieser etwas abenteuerlichen Anreise kann ich mich dann ganz auf meinen Aufenthalt im Süden konzentrieren. Eine Woche will ich dort verbringen und dabei unter anderem Marbat besuchen, das ca. 50 Kilometer entfernt von Salalah liegt.

Es ist sieben Uhr morgens. Wie ein roter Ball steht die Sonne über dem Meer. Im Küstenstädtchen Marbat beginnt ein neuer arbeitsreicher Tag. Zwölf Stunden wird er für Nuhr dauern. Sie gehört zu den Frauen, die hier nach Abalonemuscheln tauchen. Seit rund 25 Jahren. Allerdings immer nur wenige Wochen oder Tage im Jahr. Denn die Muscheln haben nur zu einer bestimmten Zeit Saison. Manchmal dauert sie nur 20 Tage, manchmal vier Wochen. Und auch die Ausbeute variiert stark. „Bis 1984 konnte meine Frau noch viele Kilogramm sammeln“, erklärt mir Salim, Nuhrs Mann, während wir auf die Rückkehr seiner Frau vom Strand warten. An guten Tagen waren das 30 bis 40, was einen üppigen Tagesverdienst bedeutete. Doch inzwischen ist die Ausbeute deutlich geringer, die Frauen sind froh, wenn sie zwei bis drei Kilogramm Muschelfleisch zusammenbekommen. Es interessiert mich, woran es liegt, dass die Mengen sich in den letzten 25 Jahren verringert haben. Zeitweise sogar so sehr, dass die Regierung inzwischen Sammelquoten eingeführt hat. Meine Vermutung: Der Klimawandel mit steigenden Wassertemperaturen macht sich hier bemerkbar. Vielleicht wirkt sich die zunehmende Verschmutzung des Meerwassers auch negativ auf die Muscheln aus. „Nicht auszuschließen“, sagt der Fischer. Laut Salim spielen die Sardinenschwärme ebenfalls eine Rolle. Wenn diese auf ihrer Wanderung in den Gewässern vor Marbat eintreffen, sinkt der Sauerstoffgehalt im Wasser rapide, die Abalone bekommt, weil sie am Grund lebt, nicht mehr genug Luft und geht zugrunde.

Das Wertvolle an den Muscheln ist das Fleisch, der aktuelle Kilopreis liegt aufgrund der Knappheit derzeit bei 60 Rial (entspricht ca. 120 Euro). Die Schalen mit ihrer perlmutfarbenen Innenseite bringen lediglich 5 Rial für einen 20-Kilo-Sack. Sie werden zum Beispiel nach Ägypten oder Syrien verkauft und zur Dekoration von Möbelstücken verwendet. Die dortigen Schreiner schneiden aus den schimmernden Schalen kleine Plättchen für Einlegearbeiten im Holz oder fertigen ganze Mosaike aus Holz und Muschelschalen, die zum Beispiel auf Schmuckkästchen platziert werden. In den vergangenen Jahren hat die omanische Regierung das Ernten der Abalone stark eingeschränkt oder zum Teil auch ganz verboten, damit sich die Bestände erholen. Denn im Ministerium sieht man in den zu hohen Sammelmengen die Ursache für den Rückgang. Deshalb darf das wertvolle Weichtier jetzt nur noch nach definierten Bedingungen in den Trögen der Fischerinnen landen. Eine Mindestgröße von 9 Zentimetern ist ebenso

festgeschrieben wie genaue Fanggründe und Zeiten. „Für meine Frau und mich sind diese Vorgaben zwar nachvollziehbar“, räumt der Fischer ein, „doch unser Familieneinkommen schmälert das beträchtlich.“ Zwar sammelt Nuhr außerhalb der Abalone-Saison andere Muscheln, dies kann den geringeren Verdienst aber nur bedingt ausgleichen. Während die Fischerin mehr oder weniger stehend – das Wasser endet auf Brusthöhe – nach den wertvollen Weichtieren suchen kann, tauchen die Frauen an anderen Küstenabschnitten rund um Marbat, zum Beispiel in Hasik, zwischen sieben und neun Meter tief, und das ohne Atemgerät und natürlich in voller Montur. Keine der Frauen würde sich im Badeanzug ins Wasser wagen, lediglich eine Hose unter dem Kleid und eine Schwimmbrille gegen das Salzwasser machen ihren Job etwas einfacher. Hart bleibt er allemal, das sieht man der Fischerfrau auch an.

„Wie alt bist du“, will ich wissen. Genau kann sie es mir nicht sagen, 45 Jahre vielleicht. Sie hat drei Söhne und sechs Töchter zu versorgen. Kochen, waschen, putzen – ich vermute, dass da keine Zeit bleibt, sich Gedanken um die Gleichstellung von Mann und Frau oder ihre Rechte zu machen. Vielleicht hat Nuhr sogar in den eigenen vier Wänden die Hosen an, das kann ich nach meinem kurzen Besuch nicht sagen, es würde mich aber nicht wundern. Doch nach außen hin ist Salim das Oberhaupt der Familie, auch wenn beide, seine Frau und er, jeden Tag gemeinsam für ihr Auskommen arbeiten. Wie aber sieht die Zukunft aus, wie will die junge Generation leben? Das versuche ich von Mona, der ältesten Tochter, herauszubekommen. Obwohl sie Englisch in der Schule gelernt hat, scheut sich die 25-Jährige sehr, mit mir zu sprechen. Die Unterhaltung führen wir mit Händen und Füßen. Trotz der Verständigungsschwierigkeiten scheint es mir aber, dass sie es genießt, mir einen Einblick in ihr Leben zu geben. In ihrem Zimmer machen wir zusammen Fotos und sie steckt mich sogar in traditionelle Gewänder, ein Kleid mit passendem Schleier fürs Haar, was natürlich auch mit dem Handy dokumentiert werden muss. Später spazieren wir gemeinsam durch das Dorf. Dabei wird mir nochmal bewusst, wie hart der Alltag hier ist. Es herrscht kein Reichtum, viele Häuser sind baufällig und sehr einfach, doch die Menschen haben Strom, fließend Wasser, ein Dach über dem Kopf und das Meer sichert ihnen ein bescheidenes Auskommen. Zurück bleibt die Frage, wie lange sie hier vom Muschel- und Fischfang noch leben können oder wollen?

## **12. Business – Unternehmertum unter der Abaya**

Fischfang, aber auch Landwirtschaft und Viehzucht – noch vor einer Generation waren das wichtige Erwerbsbereiche im Oman. Gleiches gilt für

das Handwerk. Doch mit dem Anstieg des allgemeinen Lohnniveaus und der Einfuhr billigerer ausländischer Produkte verlor es seine Rentabilitätsgrundlage. Heute versucht die Regierung mit finanzieller Unterstützung, traditionelle Gewerbe am Leben zu erhalten. Tradition spielt auch für Mafouda Azelemy eine wichtige Rolle. Als Modeschöpferin greift sie Schnitte und Design aus verschiedenen Regionen Omans für ihre Kreationen auf. Ich habe mich mit ihr direkt in ihrem Atelier in Muscat verabredet, begleitet wieder von den Kollegen von Deutsche Welle TV. Ursprünglich hatte ich für diesen Nachmittag einen Termin mit einer Innenarchitektin geplant, die mir leider aus persönlichen Gründen absagen musste.

Ein Glück, dass sich die 28-jährige Designerin spontan zum Interview bereit erklärte, auch mit Kamera. Allerdings hat sie ein wenig Bedenken, ob ihr Englisch dafür ausreiche. Doch diese kann ich ihr Gott sei Dank nehmen. Derzeit befindet sich ihr Showroom in einer kleinen Wohnung. Provisorisch, denn demnächst sollen größere Räume in einer Villa ihren Kundinnen noch mehr Komfort, Platz für Beratung und Privatsphäre bieten. Dort wird es aber vor allem mehr Raum für die Präsentation der Kleider geben.

Noch hängen sie nebeneinander auf Bügeln. Nun nimmt Mafouda Azelemy eines heraus. Abertausende Perlen schmücken es, jede einzelne von Hand aufgestickt. Schwer wiegt das prachtvolle Gewand auf meinem Arm. Wie es wohl sein mag, es zu tragen, und zu welchem Anlass? Die Omani scheint meine Gedanken erraten zu können. „Der überwiegende Teil meiner Kundinnen bestellt so ein Kleid einmal im Leben – um zu heiraten.“ Die Objekte ihres Schaffens präsentiert sie mir voller Stolz. Alle Stickereien sind einzigartig. Mal ranken sich florale Muster über den edlen Stoff, mal sind es grafische Elemente. Angefangen habe sie vor vier Jahren, ganz klein, im Wohnzimmer ihres Elternhauses, sagt die Designerin. Doch schon kurze Zeit später eröffnete sie eine Boutique, um dort ihre von traditionellen Schnitten inspirierten Kleider zu verkaufen.

„Was muss ich denn für so ein textiles Schmuckstück anlegen?“, frage ich. Die Preise variieren natürlich je nach Material und Aufwand. Aber mit 700 Rial, gut 1.400 Euro müsse ich schon rechnen, lautet Mafoudas Antwort. Das ist weniger als gedacht. Auch in Deutschland geben Bräute vergleichbar viel für den schönsten Tag im Leben aus. Neben Kleidern, deren Schnitte aus verschiedenen Regionen wie zum Beispiel der Provinz Dhofar oder der Stadt Sur stammen, schneidert Mafouda auch Hochzeitskleider nach westlichem Stil, allerdings fallen diese deutlich üppiger in Design und Material aus als dies im Westen üblich ist. „Europäische Frauen bevorzugen Schlichtheit“, weiß die Modeschöpferin. „Arabische Frauen lieben Verzierungen, mehr Spitze, mehr Perlen, mehr Glitzer“, fügt sie lachend hinzu. Prachtvoll kann, da sind wir uns schnell einig, beides sein. Kurz dar-

auf müssen wir unser Gespräch unterbrechen. Eine omanische Fernsehmoderatorin will ihr neues Kleid für eine TV-Show abholen. Solche Kundinnen sind Gold wert für Mafouda, die beste Werbung, denn natürlich wird, wie auch in Deutschland, im omanischen Fernsehen eingeblenet, wer die Sprecher ausstattet.

Woher sie ihre Inspirationen nimmt, will ich wissen. Teils sind es traditionelle Motive, gemischt mit westlichen oder asiatischen Elementen, vieles stammt auch aus der Natur, vor allem die Blumenmotive. Und welche Farben sind am gefragtesten? „Rot und vor allem Grün sind bei den omanischen Frauen äußerst beliebt“, sagt die Designerin. Meist wird neben dem Kleid für die Braut auch gleich die Ausstattung für die Schwestern und andere weibliche Verwandte mitbestellt. „Frauen schätzen es, wenn sie von einer Frau beraten werden“, bestätigt die Unternehmerin, „die Atmosphäre ist einfach anders, entspannter.“ Da alle Stücke Maßanfertigungen sind, kann Mafouda auch auf spezielle Wünsche und Vorlieben eingehen. „Manche Kundinnen kommen mit einer genauen Vorstellung im Kopf zu dir und du bist dann diejenige, die diese in eine Zeichnung übersetzt.“

Vier Jahre dauerte ihre Ausbildung zur Modedesignerin an einer Privatschule in Muscat. Doch um ihr Business zu starten, brauchte Mafouda neben der Unterstützung durch ihre Familie Kapital. Frauen als Existenzgründerinnen – im Golfstaat nichts Ungewöhnliches. Ähnlich wie in Deutschland stellt die Regierung auch hier zum Teil vergünstigte Darlehen zur Verfügung, die Männer wie Frauen in Anspruch nehmen können. „Anfangs war es ungewohnt für mich, mit Geld umzugehen“, verrät die Modeschöpferin. Rechnungen bezahlen, die Miete für ihre Arbeitsräume, Gehälter für die Angestellten – alles Dinge, auf die sie ihr Studium als Designerin nicht vorbereitet hat. Aber der Herausforderung hat sie sich gerne gestellt. „Ich will auf eigenen Beinen stehen, auch wenn ich meine Familie jederzeit hinter mir weiß“, sagt die junge Frau selbstbewusst. Ob ihr Partner das toleriert? Aktuell sei sie nicht verheiratet, antwortet sie zurückhaltend. Vielleicht ist das der Preis, den sie für ihren Karrierewunsch bezahlen muss?

### **13. Business – die Karriereleiter im Wüstenstaat erklimmen**

Dass Frauen in dieser nach wie vor von Männern dominierten Gesellschaft sogar gut ohne Partner auskommen können, zeigt mir das Beispiel Sahar al Khaabi. Selbst wenn der Tag 48 Stunden hätte – für einen Mann an ihrer Seite hätte die 40-Jährige vermutlich trotzdem keine Zeit. Für ein Interview mit mir aber schon, trotz ihres prall gefüllten Terminkalenders. Ich treffe sie in Muscat in den Geschäftsräumen von Sadaf. Unter diesem

Namen vertreibt die Businessfrau seit 2000 diverse Geschenkartikel. Inzwischen hat sie rund 20 Angestellte, die nach Vorgaben der Kunden Präsente erstellen und auch Blumenschmuck anfertigen. Große Hotels ordern ebenso bei ihr wie mittelständische Firmen, zu ihren ersten und besten Kunden gehört aber sicher das omanische Herrscherhaus. Begonnen hatte die Unternehmerin, ähnlich wie Mafouda Azelemy, im Wohnzimmer ihres Hauses. Klingt auf den ersten Blick wie eine Erfolgsgeschichte aus dem Bilderbuch, in Wahrheit war es ein steiniger Weg.

Denn schon 1996 wollte Sahar ihr eigenes Geschäft starten. Sie eröffnete damals einen Shop für Präsente und gab dafür ihren Job im Marketing bei einer Airline auf. „Ich bin etwas blauäugig an die Sache herangegangen, hatte keine Ahnung vom Geschäft, keinen Businessplan, wusste überhaupt nicht, wie ich mit Lieferanten und Kunden umzugehen hatte“, erinnert sich die Mutter zweier Söhne. Und sie tat es, wie sie heute sagt, nicht mit Leidenschaft. Ein weiteres Problem: Ihr Universitätsabschluss in Arabischer Literatur qualifizierte sie in keiner Weise als Kauffrau. Sie verbrannte im wahrsten Sinne durch ihr Unwissen viel Geld und entschloss sich so 1998, das Geschäft wieder zu schließen. Doch der Traum bzw. Wunsch, sich selbst einen Gehaltsscheck auszustellen, blieb, trotz der Niederlage. So ließ die Powerfrau ihre Kinder bei der Mutter und machte 1999 in Ägypten ihren Master. Den zweiten Versuch ging sie dann deutlich cleverer an – und mit einer wichtigen Voraussetzung: mit Leidenschaft. „Ich entschloss mich, Produkte aus dem Ausland an omanische Firmen zu verkaufen, und zwar von zu Hause aus.“

Die Vorteile lagen auf der Hand: keine Kosten für Laden oder Angestellte, Fax, Telefon und ein Internetanschluss reichten aus. Durch Zufall erfuhr die damals 30-Jährige von einer Art Ausschreibung des „Ministry of Royal Court“. Dieses war auf der Suche nach besonderen Präsenten bzw. Giveaways. Sahar offerierte ihnen eine kleine Kristallarbeit, ein Unikat, und weckte so das erste Interesse. Man gab ihr die Chance, sich mit Parfums als Dienstleister vorzustellen. Das erste „Sampel“ war ein Reinfall, doch als Sahar den Parfumhersteller bat, eine besondere Mischung nach ihren Vorgaben herzustellen und diese entsprechend zu verpacken, landete sie einen Volltreffer. 7.000 Rial (rund 14.000 Euro) brachte ihr der erste Job ein, ein zweiter mit aufwändigen Uhren, für die sie extra in die Schweiz reiste, hatte ein Auftragsvolumen von 25.000 Rial. Doch dann der Dämpfer – sie müsse, wenn sie weiter für das Ministerium tätig sein wolle, einen Showroom eröffnen, sagten ihr die Verantwortlichen. Mit Firmen, die von zu Hause aus operieren, dürfe man nicht weiter zusammenarbeiten.

So wagte Sahar erneut den Versuch eines Ladens, dieses Mal jedoch unter deutlich besseren Voraussetzungen. Und als 2003 auch noch Prinz Charles



ihr Geschäft während seiner Visite im Oman besuchte, war der Erfolg nicht mehr aufzuhalten. „Bessere PR hätte ich mir nicht wünschen können, alle Zeitungen berichteten über Sahar.“ Inzwischen hat sie noch weitere Geschäftsideen verwirklicht: Sie betrieb 5 Jahre lang ein Café ausschließlich für Frauen, aktuell laufen 3 Restaurants in Muscat und Sohar auf ihren Namen, sie hat ein Trainingsinstitut eröffnet, in dem Floristen ausgebildet und kaufmännische Kenntnisse vermittelt werden – für alle, die von zu Hause aus ihr Business starten wollen. Denn inzwischen existiert, auch auf ihr Betreiben hin, ein Gesetz, das Frauen erlaubt, in den eigenen vier Wänden ein Geschäft zu betreiben, wenn sie ein entsprechendes Zertifikat haben. Eine wichtige Errungenschaft, um die Privatwirtschaft im Oman zu entwickeln, auch als Arbeitgeber. Nebenbei engagiert sich Sahar auch in diversen Gremien und wurde 2007 erst Mitglied, 2011 dann Vorsitzende einer Kammer, die das Thema „Human Resources“, zu Deutsch Personalmanagement, im Oman etablieren soll. Unter den 28 Männern, über die sie den Vorsitz hat, sind laut Sahar sogar einige, die eher gegen sie als mit ihr arbeiten. „Doch ich ignoriere das“, sagt die Omani selbstbewusst, „denn mein Ziel ist es, für dieses Land und seine Frauen etwas zu tun.“ Sie habe schon so viele Kämpfe nicht nur mit sich selbst ausgefochten, da könnten sie ein paar Männer wohl kaum aufhalten.

Denn die Muslima ist sich sicher, dass sie auch den Koran auf ihrer Seite hat. „Der Schleier soll nur das Haar einer Frau bedecken, nicht das Wesen. Wir haben so viel Kraft und müssen nur an uns selbst glauben.“ Schon ihre Mutter vermittelte der 40-Jährigen, dass sie alles erreichen könne, wenn sie nur überzeugt wäre. „Und meine Großmutter sagte immer: Tue was du für richtig hältst, höre nicht auf die Leute“, erzählt mir die Geschäftsfrau bei einer Tasse Kaffee. Diese Einstellung hilft ihr auch im Geschäftsleben weiter. „Ich denke zum Beispiel nicht darüber nach, was andere von mir halten, wenn ich mich alleine mit männlichen Geschäftspartnern treffe.“ In dieser Hinsicht gehöre sie zu einer Minderheit im Oman, nur wenige Frauen würden sich so wie sie verhalten.

Das gilt auch für ihr Privatleben. Sie ließ sich schon bald nach der Geburt ihrer Söhne von ihrem Mann scheiden – weil die Chemie nicht stimmte. Sie habe jung geheiratet, bekam die Kinder mit 18 bzw. 19 Jahren. Den Kontakt mit ihrem Ex-Mann hat sie aber bis heute nicht verloren, die beiden telefonieren regelmäßig, sehr zum Leidwesen von dessen neuer Frau, die durchaus eifersüchtig ist. Doch Sahar hat keinerlei Ambitionen hinsichtlich ihres Ex-Mannes oder eines neuen Partners. Sie sagt sogar von sich, dass sie nicht dazu geboren sei, eine Ehefrau zu sein. „Meine beiden Söhne wollen gerne, dass ich wieder heirate, doch ich denke, dass dies nicht der richtige Weg für mich ist.“ Ich kann Sahar verstehen, in ihrem jetzigen Leben würde jeder

Mann nur die zweite Geige spielen. Sie ist überzeugt, dass Frauen auch in ihrer, der islamisch geprägten Kultur, vieles erreichen und bewegen können. „Doch unseren Frauen fehlt es zum Teil einfach an Selbstbewusstsein.“ In der Bildung sieht sie eine Chance, ihren Geschlechtsgenossinnen zu mehr „Standing“ zu verhelfen, sie für die von Männern dominierte Welt zu wappnen.

„Doch manchmal denke ich, dass sich das starke Geschlecht nie ändert“, erklärt mir Sahar schmunzelnd. Denn bedauerlicherweise sehe der eine oder andere in Frauen nur Objekte fürs eigene Vergnügen. Auf einen trifft dies aber in keiner Weise zu – den Sultan. „Seine Majestät trägt enorm dazu bei, diese Meinung zu ändern, er wird nicht müde, den Frauen zu sagen, dass sie vieles für unser Land tun können.“ Und er macht ihnen immer wieder unerwartete Geschenke – in Form von Gesetzen. So darf zum Beispiel eine Frau auch einen Mann heiraten, wenn ihre Familie dagegen ist bzw. den Kandidaten ablehnt, sofern dieser sich nichts zu schulden hat kommen lassen.

Interessanterweise war die Position der Frauen in der omanischen Geschichte schon einmal sehr stark. Denn als das Land noch nicht über die Gelder aus dem Öl- und Gasgeschäft verfügte, suchten die männlichen Omanis ihr Glück im Ausland, arbeiteten dort, um ihre Familien zu ernähren. So übernahmen die Frauen sämtliche Aufgaben, schlüpfen quasi in die männliche und weibliche Rolle. Als die Männer aufgrund der zunehmenden Entwicklung des Landes wieder zurückkamen, galt es den Platz in der Gesellschaft, den beide Geschlechter einnehmen, neu zu definieren. Damit die wachsende gut ausgebildete junge Generation nicht das Schicksal ihrer Väter teilen muss und ihr Heil außerhalb des Landes sucht, sollen im modernen Oman diverse Programme für Jobs sorgen. Auch Fonds für Existenzgründer wurden zu diesem Zweck eingerichtet. So kann man über das Ministry of Manpower Gelder erhalten, die erst nach sieben Jahren ohne Zins zurückzuzahlen sind. Doch Geld alleine reicht nicht, um erfolgreich sein eigenes Business zu starten.

Sahar kann dies aus eigener Erfahrung bestätigen. Es braucht Wissen und Kenntnisse. Bisher hatten es die Männer einfacher, an Informationen heranzukommen. Doch dank Persönlichkeiten wie Sahar holen die Frauen auf. Und auch wenn sie durch die Schwangerschaft immer noch einen beruflichen Nachteil haben – auch hier gibt es diverse Möglichkeiten der Unterstützung. So sollen Frauen in Zukunft nicht nur einige Monate Auszeit nach der Geburt bekommen, sondern auch für ca. 45 Tage Gehalt. In Deutschland hat die Einführung des Elterngeldes, zumindest kurzfristig, zu steigenden Geburten geführt. Im Oman bekommen die Frauen auch ohne die finanzielle Unterstützung Kinder. Noch, muss man sagen. Denn im Vergleich zu früher planen sie den Nachwuchs inzwischen in ihre Karriere mit ein, werden deutlich später schwanger als dies noch vor zehn Jahren der Fall war.

„Das Leben der jungen Generation ist nicht mehr mit dem früherer zu vergleichen“, ist sich die Geschäftsfrau sicher. Die Männer und Frauen heiraten später, meist erst nach der Berufsausbildung oder dem Studium. Und dann haben die Männer in der Regel auch nur noch eine Ehepartnerin. Aus ihrem Bekanntenkreis weiß die Unternehmerin, dass es die Herren der Schöpfung heutzutage sogar begrüßen, wenn beide ein Einkommen und einen Job haben. Ich kann mir schwerlich vorstellen, dass sie keine Probleme damit haben, wenn ihre Frau besser ist als sie und womöglich noch mehr verdient. Doch laut Sahar führt das wachsende Bedürfnis nach Wohlstand auch hier zu gesellschaftlichen Veränderungen und zu Kompromissbereitschaft.

Allerdings lastet auf den Frauen damit auch ein ähnlicher Druck wie bei uns im Westen: Sei gut im Job, perfekt im Haushalt, eine liebevolle Mutter und Ehefrau. Das neue Leben der omanischen Frauen hat eben mehr als eine Seite.

#### **14. Business – Start-up mit Kind und Kegel**

Diesen Spagat zwischen Business und Baby will auch sie schaffen: Dina Al Zadjali. Die Innenarchitektin ist erst vor kurzem wieder in ihre Heimat zurückgekehrt. Sie ist eine der jungen selbstbewussten omanischen Frauen mit multikulturellem Background – Studium in London, Berufserfahrung in Europa und in den Emiraten, verheiratet mit einem Saudi, der in der Schweiz geboren ist. Was zog sie wieder in den Oman? Dina muss nicht lange überlegen. „Es ist mein Land und ich möchte diesem Land gerne etwas geben“. Was das denn wäre, frage ich die 35-Jährige. „Ich will, dass mein Land auch eine eigene künstlerische Identität hat.“

Die Innenarchitektin kommt aus einer designorientierten und künstlerisch hoch begabten Familie. Malerei, Architektur, Fotografie, Bildhauerei waren und sind bis heute ständige Themen in ihrem Elternhaus. Ihre Mutter ist eine der wohl bekanntesten und engagiertesten Malerinnen des Omans – Nadira Bint Mahmoud Al-Lawati. Die gelernte Juristin, sie hat viele Jahre im Innenministerium gearbeitet, hat es gewagt, den Mann ihrer Wahl zu heiraten, sich der Kunst zu widmen, allein durch die Welt zu reisen, einen westlichen Kleiderstil zu pflegen und jegliche Verschleierung mit Abaya und Kopftuch zu verschmähen. Kein Wunder, dass bei einer Umfrage an der Sultan Qaboos Universität in Muscat unter Studentinnen viele Nadira Mahmoud als Vorbild nannten. Und das sicher nicht nur wegen der Kleidung, sondern auch wegen ihrer mutig vertretenen Lebensphilosophie. Ob Dina es ihrer Mutter gleich tun wollte? „Natürlich hat mich dieser von manchen als rebellisch eingeschätzte Stil meiner Mutter beeinflusst“, erklärt sie.

Künstlerin wollte sie als Kind trotzdem nicht werden – lieber Ärztin. Doch als es sich ergab, an der renommierten St. Martins University in London Innenarchitektur zu studieren, zögerte sie keine Sekunde, diese einmalige Chance wahrzunehmen. Der Rückhalt ihrer Familie war ihr gewiss, diese drängten sie sogar dazu, ins Ausland zu gehen. „Aus heutiger Sicht kann ich sagen, dass es die beste Entscheidung meines Lebens war. Alle meine Landsleute sollten, wenn es ihnen möglich ist, in jungen Jahren ins Ausland gehen, um Erfahrungen zu sammeln.“ Das Studium erweiterte ihren Horizont, Reputation erwarb sie sich aber nicht weit von ihrem Heimatland – im Emirat Dubai. Warum sie nicht direkt nach ihrem Abschluss versucht hat, im Oman beruflich Fuß zu fassen, will ich wissen. Dina blickt nachdenklich drein, offenbar habe ich einen wunden Punkt getroffen. Dann bricht es aus ihr heraus: „Obwohl ich eine Omani bin, werden lieber westliche Innenarchitekten engagiert. Ihnen vertraut man mehr.“ Ich bin verwundert, gab doch Sultan Qaboos die Prämisse aus, langfristig alle Jobs, die bisher noch mit Ausländern besetzt sind, an gleich gut qualifizierte Landsleute zu vergeben. „Bei Innenarchitekten funktioniert das nicht“, behauptet Dina. Und es liege nicht an ihrem Geschlecht, sondern an der Mentalität der Leute. Deshalb habe sie sich anfangs für Dubai entschieden, in der Hoffnung, über die Jahre würde sich dieser Zustand ändern.

Das Emirat ist deutlich multikultureller geprägt als der Oman, der Ausländeranteil liegt bei 80 Prozent. Die Schweizer Firma, für die Dina fünf Jahre lang tätig war, machte sich vor allem mit Hoteldesign einen Namen. Die Innenarchitektin entwarf für diverse 5-Sterne-Luxustempel alles – von der Zimmereinrichtung über Restaurant und Bar bis zum Spa-Bereich. Doch wie muss ich mir die Arbeit einer Innenarchitektin vorstellen? „Manche Leute denken, ich würde nur ein paar Möbel aufstellen, Accessoires auswählen und hübsch im Raum verteilen“, erzählt mir Dina von den Vorurteilen, mit denen sie zu kämpfen hat. Dass dem nicht so ist, zeigen ihre Arbeiten, die sie mir auf dem iPad präsentiert. „Ich konnte über die Jahre in Dubai meine eigene Handschrift entwickeln, meinen Stil, so dass jeder, der den Raum betrat, erkennen konnte, dass ich ihn gestaltet hatte.“ Das Mischen von Elementen aus Ost und West, traditioneller arabischer Handwerkskunst und Design mit puristischen, europäisch geprägten Formen und Farben, gibt den von ihr gestalteten Objekten das gewisse Etwas. Doch die Finanzkrise 2010 machte auch vor der Hotelbranche nicht halt, aktuelle Projekte wurden gestoppt, Mitarbeiter entlassen. Dina entschloss sich, in ihr Heimatland zurück zu gehen und sich selbst bzw. ihre Fähigkeiten zu vermarkten.

„Ich vertraue auf das, was ich in der Zeit in Dubai gelernt habe, dass mir diese Kenntnisse hier weiterhelfen, für meine eigene Firma Aufträge an Land zu ziehen“, sagt sie optimistisch. Noch steht Dina am Anfang

ihrer Selbstständigkeit. Gerade mal ein Jahr gibt es jetzt ihr Büro. Trotzdem wagt sie sich jetzt an das wahrscheinlich größte Projekt ihres Lebens: das erste Kind. Job und Erziehung unter einen Hut zu bringen, sieht die 35-Jährige nicht als Problem. Auch dank der günstigen Nannys. Diese ermöglichen es omanischen Frauen leicht wieder in den Beruf einzusteigen. „Kinder sollten dich nicht in deinen Träumen und in deinem Tun stoppen, sondern motivieren“, betont Dina. Durch das Baby will sie mehr denn je zur Entwicklung ihres Landes beitragen. „Denn alles, was ich jetzt tue, was ich schaffe, das ist auch für mein Kind.“ Als Investition in die künftige Generation – so sieht die Innenarchitektin auch den Bau der Oper in Muscat. Der von Sultan Qaboos initiierte Prachtbau wurde im September 2011 eröffnet und war nicht unumstritten. Diejenigen, die dagegen wettern, sind für die Innenarchitektin zu engstirnig. „Wir sollten uns glücklich schätzen, dass wir nach Ägypten das zweite moslemische Land mit einer Oper sind, und das erste in der Golfregion. Mir will es partout nicht in den Kopf, warum diese nicht islamisch sein soll. Gott hat uns den Verstand gegeben, damit wir ihn nutzen – auch um Bauwerke, Kunst und Musik zu schaffen.“ Für Dina steckt darin auch etwas Spirituelles. „Manche lesen den Koran falsch, doch der Islam ist eine gerechte Religion und der Koran lehrt dich, in allen Bereichen deines Lebens das Richtige zu tun.“ Eine Aussage, die ich von dieser weltgewandten Frau nicht erwartet hätte. Westlich gekleidet, ohne Kopftuch sitzt sie mir gegenüber. Doch Religion und Kunst sind für sie keine Gegensätze.

Damit liegt sie ganz auf der Linie ihres Landesvaters. Dieser gilt als großer Liebhaber klassischer Musik und ließ sich über die Jahre auch ein königliches Symphonieorchester aufbauen, ausschließlich mit omanischen Musikern. Nach wie vor sähe mancher Kritiker der Oper die Milliarden, die der Bau verschlungen haben soll, lieber in Arbeitsplätze oder eine Moschee investiert. Dies würde angeblich den Einheimischen mehr zugute kommen. Unter den Besuchern des Kulturtempels sind diese noch in der Minderheit. Aber jeder von ihnen, der in die Oper geht, trägt seinen Teil zur Akzeptanz des Bauwerks bei.

## **15. Neue Medien – Flecken auf der weißen Weste**

Eine, die Muscats neue Oper schon einmal besucht hat, ist Susan Al Shahri, die ich während meines Aufenthaltes in Salalah treffe. „Ich freue mich schon jetzt auf eine weitere Vorstellung, die des South African Balletts, für die ich Karten habe“, erzählt sie mir bei Kaffee und von ihr gebackenen Zimtschnecken. Ich bin ein wenig nervös, denn Susan arbeitet selbst als Journalistin.

Allerdings nicht hauptberuflich. Ihr eigentlicher Arbeitgeber ist die staatliche Telefongesellschaft „oman tel“. Trotzdem ist es ungewohnt, quasi eine Kollegin zu befragen. Während wir uns „beschnuppern“, lasse ich meinen Blick durch das Wohnzimmer schweifen. Eine Schrankwand aus Eiche, europäische Polstermöbel, überwiegend englischsprachige Bücher – so ganz und gar nicht omanisch. Susan scheint meine Gedanken zu erraten. „Meine Mutter ist Kanadierin.“ Sie habe allerdings einen omanischen Pass und sähe sich auch als Omani. Ihr Verhalten sei es aber nicht immer, gibt sie unverblümt zu.

Ein Beispiel: „Ich bin 2011 über 35 Mal nach Muscat geflogen“, sagt die 26-Jährige. Natürlich nicht nur für einen Besuch der neuen Oper, sondern vor allem aus beruflichen Gründen. „Aber immer alleine!“ Für mich als Europäerin ist das nicht ungewöhnlich. Für eine omanische Frau schon. „In unserer Gesellschaft ist es üblich, dass Frauen mit männlicher Begleitung reisen. Wenn das nicht möglich ist, dann zumindest mit weiblicher“, klärt mich die Teilzeitjournalistin auf. Vielleicht gelesen oder gehört – ich glaube mich zu erinnern, dass es Frauen sogar verboten sein soll, ohne Mann an ihrer Seite ins Ausland zu reisen. Als ich Susan darauf anspreche, verneint sie das. „Ich habe bisher kein Gesetz gefunden, das dies verbietet, auch wenn ich aus der Erfahrung weiß, dass es immer wieder vorkommt, dass männliche Familienmitglieder Frauen am Reisen hindern.“ Verwundert möchte ich von ihr wissen, ob denn ihre Familie in dieser Hinsicht toleranter sei. „Nein, wenn mein Vater oder meine Cousins das wüssten, würden sie es mir verbieten. Ich sage einfach nichts und tue, was ich will.“ Das Hotel übernimmt ihr Arbeitgeber „oman tel“, für die Telefongesellschaft trainiert die 26-Jährige mit einem Abschluss in Human Resources ausschließlich männliche Kollegen in Sachen Mitarbeiterführung. Inzwischen hat sie viele Freunde in der Hauptstadt und kennt sich aus. „Manchmal scheint es mir, als hätte ich dort mehr Luft zum Atmen.“

Denn so rosig, wie sich die Situation für Frauen in Muscat darstellt, scheint sie im Rest des Landes (noch) nicht zu sein. Immer wieder hört Susan Sätze wie diesen: „Im Vergleich zu Frauen in Saudi-Arabien seid ihr doch viel freier, ihr könnt studieren, einen Beruf ausüben, Auto fahren.“ Doch die machen sie wütend. „Natürlich haben wir mehr Rechte als Frauen in manchen anderen Golfstaaten. Aber wenn ich nach Europa sehe, sind wir immer noch benachteiligt.“ Dies gelte vor allem für die Rechtsprechung, bei der der Staat bzw. der Sultan keinen Einfluss hat. „Nicht, dass du mich falsch verstehst, seine Majestät war und ist ein großer Unterstützer der Frauen. Wir können uns glücklich schätzen, einen so weisen Herrscher zu haben“, versichert Susan. Aber Oman sei ihres Wissens eines der wenigen Mitglieder der Vereinten Nationen, das eine UN-Konvention (CEDAW), mit der jede Form von Diskriminierung von Frauen beseitigt werden soll, nicht vollstän-

dig ratifiziert hat. Der Grund sei, dass einige in der Konvention enthaltenen Punkte nicht mit der auch im Oman geltenden Scharia in Einklang stehen.

Diese auf dem Islam basierende Ordnung wird, von Ausnahmen in einzelnen Rechtsbereichen abgesehen, mit der Rechtsordnung im Oman gleichgesetzt. Und in der Scharia sei es mit der Gleichstellung von Mann und Frau eher schlecht bestellt. Nur ein Beispiel: Die 26-Jährige erklärt mir, dass im Falle des Todes des Vaters das Erbe überwiegend an seine Söhne geht, Töchter erben viel weniger, auch die Ehefrau erhält nur einen geringen Teil, es wird erwartet, dass die Söhne die Witwe mitversorgen. Auch in Sachen Ehe und Scheidung ist die Scharia laut Susan pro Mann ausgerichtet. Er kann zum Beispiel eine zweite Frau nehmen, ohne seine erste darüber zu informieren, der Islam erlaubt Männern unter bestimmten Bedingungen bis zu vier Ehefrauen, Frauen ist es aber nicht erlaubt, mehrere Männer zu ehelichen. Ähnlich die Situation bei Trennungen, hier ist ebenfalls keine Zustimmung der Ehefrau notwendig, sondern lediglich zwei Zeugen. So kann es durchaus sein, dass sie völlig unvorbereitet die Scheidungspapiere erhält.

Susan spricht hier aus leidvoller Erfahrung. Denn sie wurde geschieden – einfach so ohne ihr Wissen. „Mein Mann hat nicht ein Wort darüber verloren“, sagt sie zynisch. Dabei hatte ihre Beziehung durchaus vielversprechend angefangen. Im Gegensatz zu manchen Freundinnen, die ihren Zukünftigen erstmals zu Gesicht bekommen, wenn die Verlobung erfolgt, kannte sie ihren Ex-Mann bereits drei Jahre. Wie sehr dieser jedoch unter dem Einfluss seiner Mutter stand, fand sie erst nach der Hochzeit heraus. „Sie war auch der Grund, warum er sich von mir scheiden ließ, ich konnte ihr nichts Recht machen, alles was ich tat, war gegen sie, sogar wie ich meine Wäsche aufhing.“ Das Paar lebte Seite an Seite mit den Schwiegereltern, ein nach wie vor häufiger Zustand im Oman. Die Frauen ziehen mit ihrem Mann in das Haus von dessen Eltern. Wenn der auch noch Brüder hat, die ebenfalls mit Familie dort leben, kann es schon mal eng werden.

So wie bei einer von Susans langjährigen Freundinnen. Mit ihrem Mann und den Kindern lebt sie in einem Zimmer. „Ich darf sie nur einmal im Jahr sehen, ihr Mann verbietet ihr jeden Kontakt“, sagt sie traurig und wütend zugleich. Bei der weiteren Schilderung des Lebens ihrer Freundin kann ich diese Emotionen nur zu gut verstehen. Sie dürfe das Haus kaum verlassen, sogar ihre eigene Familie nur dann besuchen, wenn er es ihr erlaube. Kaum ist das eine Kind auf der Welt, sei sie schon wieder mit dem nächsten schwanger, weil sie nicht verhüten dürfe. Gerade Mitte zwanzig, habe sie schon drei und sei hochgradig depressiv. Doch selbst Medikamente dagegen lehne ihr Gatte ab. Sie solle sich zusammenreißen, Depressionen seien gegen den Islam. Und dabei handele es sich nicht um eine Frau aus einfachen Verhältnis-

sen, sagt Susan. Sie sei gebildet, habe Kunst studiert. Als westliche Frau ist man geneigt zu sagen, dass sie ihn einfach verlassen sollte.

Doch leichter gesagt als getan. Schon in Deutschland hat es eine allein-erziehende Mutter mit drei Kindern nicht leicht, im Oman müsste ihr Mann der Trennung erst mal zustimmen und selbst dann könnte sie lediglich in das Haus ihrer Eltern zurück. Alleine mit den Kindern zu leben, sei undenkbar. Und wenn diese 7 Jahre alt sind, hätte der Vater sogar das Recht, sie von der Mutter zu trennen. Natürlich könne sie versuchen, erneut zu heiraten, laut Susan sind die Chancen dafür aber eher gering. Außerdem würde sie dann das Sorgerecht verlieren „Viele omanische Männer wollen keine geschiedene Frau, schon gar nicht mit Kindern von einem anderen Mann“, erklärt die Journalistin. Ein Ausländer, selbst wenn er Moslem sei, komme ebenfalls nicht in Frage. Dies verbietet ein Gesetz. „Das ist verrückt, es gibt sieben Milliarden Menschen auf diesem Planeten, aber mein Land erlaubt mir nur, einen von mehreren Hunderttausend Männern zu heiraten, die einen omanischen Pass besitzen.“ Omanische Männer sind hier bevorzugt, sie dürfen eine nicht-omanische Frau wählen, brauchen aber für eine legitime Ehe eine staatliche Erlaubnis. Die ist, je nach Beziehungen, mal einfach, mal schwierig zu bekommen. Im Nachhinein fällt mir dann ein, dass der Ehemann der Innenarchitektin Dina Al Zadjali ein Saudi ist. Könnte es sein, dass für Frauen doch Ausnahmen möglich sind? Vielleicht mit Vitamin B? Oder wenn man das nötige Kleingeld besitzt?

Korruption ist auch im Oman ein Problem. „Diese einzudämmen, das war eine Hauptforderung bei den Demonstrationen im vergangenen Frühjahr“, erinnert sich die Personalberaterin. Als Konsequenz entließ der Sultan sofort diverse als korrupt geltende Minister. „Unserem Sultan kann ich nichts vorwerfen, er handelt“, sagt Susan. Und gilt als überaus frauenfreundlich, es gibt sogar eine weibliche Reiterstaffel. Doch der Sultan ist nicht Oman und Muscat ist nicht Oman. „Vieles, was für Frauen in der Hauptstadt möglich ist, ist im Rest des Landes undenkbar. Denn die Leute würden reden.“ Dieses „Reden“ hängt Susan manchmal zum Hals heraus. Mir fällt dazu spontan ein Song der Toten Hosen ein, dessen Refrain so bezeichnend lautet:

Lass die Leute reden und hör ihnen nicht zu  
 Die meisten Leute haben ja nichts Besseres zu tun  
 Lass die Leute reden bei Tag und auch bei Nacht  
 Lass die Leute reden, das hab'n die immer schon gemacht

Offenbar machen sie es im Oman noch mehr. Dies sei auch der Grund, warum Susan ihre Artikel, die sie seit zwei Jahren für die Zeitung „Muscat Daily“ schreibt, nicht mit ihrem kompletten Namen versieht. Ihr Vater, von



dem ihre kanadische Mutter getrennt lebt, weiß bis heute nichts von ihrer journalistischen Tätigkeit – und auch nicht von ihren Internetaktivitäten. Susan veröffentlicht ihre Artikel nicht nur in einem Blog, sie ist auch in anderer Hinsicht im Netz aktiv und meldet sich dort noch kritischer als in ihren Artikel zu Wort – allerdings unter einem Pseudonym. So kann keiner Rückschlüsse auf ihre Person und damit ihre Familie ziehen.

Obwohl Salalah die zweitgrößte Stadt im Land ist, ticken hier die Uhren anders. Das fällt mir auch bei meinem Gang durch die Straßen auf. Die Menschen haben eine deutlich dunklere Hautfarbe und viel mehr Frauen tragen einen Gesichtsschleier. In der Hauptstadt sieht man diese kaum. „Als ich 2003 mein Studium aufnahm, waren es an der ganzen Uni lediglich 10 Frauen, die keinen trugen. Jeder kannte uns“, erinnert sich die Bloggerin. Doch 2005 veränderte sich alles. Denn der Sultan erließ ein Gesetz, dass das Tragen des „face veil“ an Universitäten verbot. Die Reaktionen: viele Frauen fühlten sich quasi nackt, hielten sich stattdessen ihre Studienunterlagen vors Gesicht, die Männer rannten mit gesenktem Kopf über den Campus, um möglichst keine Frau anzusehen. Manche Familien verboten ihren Töchtern sogar daraufhin das Studium. Doch die Delle bei den Studentinnenzahlen war nur von kurzer Dauer. Denn im Arbeitsleben war der Gesichtsschal schon immer verboten, und wer als Frau Auto fahren wollte, musste ebenfalls darauf verzichten. 2007 waren es in Salalah gerade 10 Frauen am Steuer, heute wird, schätzt Susan, jedes vierte Auto von einer Frau gesteuert. Ihre „driving licence“ verdankt die Omani übrigens einem Mann. „Mein Fahrlehrer war gleichzeitig der Torschützenkönig des lokalen Fußballvereins und damit eine Berühmtheit. Vermutlich hatte mein Vater deshalb keine Bedenken“, scherzt Susan. Denn wenn irgendwas vorgefallen wäre, zum Beispiel der Austausch von Intimitäten, dann hätte es am nächsten Tag sowieso die ganze Stadt gewusst.

Nach wie vor herrsche Kleinbürgerlichkeit in der Region Dhofar, zu der Salalah gehört, vor. Was sie damit meine? „Frauen und Männer mischen sich nicht“, lautet ihre Antwort. Auch Freundschaften mit Menschen „außerhalb des Stammes“ sind nicht weit verbreitet, selbst wenn diese nur unter Männern oder nur unter Frauen wären. Dabei meint sie nicht die lockeren Bekanntschaften oder Freizeitpartner, „sondern wahre, echte Freunde“. „Lass mich dir ein Beispiel geben.“ Einem Kollegen, der in ihr Büro kam, sah die 26-Jährige an, dass etwas mit ihm nicht stimmte. Doch auf ihre Frage hin leugnete er dies, allerdings ohne ihr in die Augen zu sehen. „Ich kenne aus meinem Studium der Personalwirtschaft diverse Techniken, um jemanden zum Reden zu bringen“, versichert mir Susan grinsend. Die wand sie an, obwohl es für eine Frau als ungehörig gilt, einen Mann mit derartigen Fragen zu „belästigen“. „Doch auf sowas gebe ich nichts.“

Kurze Zeit später schüttete ihr der Kollege mit Tränen in den Augen sein Herz aus. Das familiäre Problem, das er hatte, konnte er mit niemandem besprechen – bis jetzt. Die junge Frau ist sichtlich bestürzt: „Er sagte mir, es gäbe keinen, dem er sich anvertrauen könne unter seinen Freunden, die Männer in Dhofar würden nicht über Persönliches diskutieren, das gelte als unmännlich.“ Danach hätten sie und der besagte Kollege noch darüber diskutiert, ob eine Freundschaft zwischen Männern und Frauen möglich wäre. „Ich bin überzeugt, es ist möglich, er nicht“. Ich muss schmunzeln, erinnert es mich doch an den Film „Harry und Sally“ aus den 1980ern. Den kennt Susan zwar nicht. „Ich glaube aber, dass Gott Mann und Frau nicht geschaffen hat, um sie in zwei nebeneinander existierenden Welten leben zu lassen.“ In der Region Dhofar würden aber viele diese Ansicht vertreten. „Es ist sehr schwer, in Salalah Freundschaften mit dem anderen Geschlecht zu pflegen. Man wird von der Gesellschaft immer beäugt, diese verurteilt alle Beziehungen zwischen Männern und Frauen außerhalb einer Ehe.“ Natürlich kann ich mir nicht verkneifen, sie zu fragen, ob sie denn jemals Freundschaften mit Männern hatte, rein platonisch natürlich. „Aber klar.“ Susan lacht. Nur deshalb traue sie sich, zu sagen, dass es möglich sei, nur die Rahmenbedingungen müssten von Anfang an eindeutig sein.

Am heutigen Freitag wird sich Susan, wie immer in den letzten drei Jahren, aber mit ihren Freundinnen am Strand treffen. „Wir sitzen dort zusammen, trinken Tee und diskutieren, alles ganz harmlos“, sagt sie. Trotzdem müssten jede Woche einige mit ihren Familien aufs Neue darum kämpfen, dass sie kommen dürfen. Einen besonderen Kampf fechten die sieben nun seit einem Jahr aus: sie wollen im Oktober 2012 gemeinsam nach London fliegen. Susan und eine ihrer Freundinnen waren schon einmal dort. Ihre anderen Freundinnen sind teilweise noch nicht einmal über Salalah hinausgekommen. Ein gewagtes Unterfangen. Doch Susan ist zuversichtlich. „Ich sage ihnen immer, wenn wir daran glauben, wird es wahr. Wir müssen es nur oft genug unseren Familien erzählen, dann kann, nein, dann wird es klappen“ Bewusst lässt sie das sonst übliche Inshallah – so Gott will – weg. Denn die Bloggerin weiß, dass steter Tropfen den Stein höhlt.

Dass ist auch ihre Motivation, in den von ihr verfassten Artikeln immer wieder Dinge anzuprangern. Allerdings auf Englisch. Das macht sie weniger angreifbar als wenn sie auf Arabisch schreiben würde und schützt auch ihre Familie. „Ich habe natürlich eine gewisse Verpflichtung gegenüber meiner Mutter, meinem Bruder und meiner Schwester.“ Bewusst legt sie den Finger in Wunden und erhält darauf auch negative Reaktionen. „Ich kritisiere schließlich unser gesellschaftliches System, auch wenn ich ein Teil davon bin.“ Vor kurzem warf sie zum Beispiel ihren Landsleuten den nicht gerade humanen Umgang mit ausländischen Arbeitskräften vor. „Seit über einem

Jahr beobachte ich ein junges nepalesisches Hausmädchen. Sie arbeitet in einem Haus am Ende meiner Straße, und jeden Morgen sehe ich sie, wie sie die Autos der faulen jungen Männer wäscht, die in dem Haus wohnen, wo sie arbeitet. Sie sieht immer müde aus.“ Viele der billigen Haushaltshilfen in omanischen Familien stammen von den Philippinen, aus Vietnam oder Äthiopien und sind teils unter unwürdigen Bedingungen tätig. Die Kritikpunkte reichen von unzumutbaren Arbeitszeiten, nicht adäquater Bezahlung bis zu sexueller Ausbeutung und körperlicher Gewalt, der sie oftmals nicht entfliehen können, weil ihre Arbeitgeber den Pass einbehalten haben. „Sie arbeiten teils über zwölf Stunden am Tag, schmeißen den Haushalt und kümmern sich um die Kinder. Und das bei minimalem Verdienst. Im Schnitt liegt dieser bei 40 Rial“, weiß Susan, deren Familie übrigens kein Hausmädchen hat. Das sind gerade mal 80 Euro im Monat. Trotzdem kommen die Frauen aus asiatischen und afrikanischen Ländern in Scharen, denn selbst das wenige, das sie hier verdienen, ist in ihren Heimatländern immer noch genug, um eine ganze Familie zu ernähren. Natürlich behandeln auch nicht alle Omanis ihre Hausmädchen schlecht. Trotzdem sagt Susan: „Auf diesem Gebiet ist in Sachen Frauenrechten noch viel zu tun.“

## **16. Gesellschaft – Gefragt und integriert auch ohne Mann**

„Meiner Familie würde es nicht gefallen, wenn ich mein Gesicht in der Öffentlichkeit zeigen würde.“ Trotz ihres sonst so selbstbewussten Auftretens – in dieser Hinsicht beugt sich Hanan den Vorgaben der Gesellschaft. Denn die Leute würden sonst „reden“, erklärt sie mir. Dieses Argument habe ich bereits von der Bloggerin Susan gehört. Sie verglich Sur an der Ostküste des Oman in vieler Hinsicht mit Salalah. Dass sie damit nicht Unrecht hat, kann ich inzwischen gut nachvollziehen. Die Menschen in der vom Fischfang und Dhau-Bau geprägten Stadt sind ähnlich konservativ wie die in der zweitgrößten Stadt des Sultanats.

Bei meinem ersten Oman-Aufenthalt 2010 lernte ich Hanan Al Zadjali kennen. Sie ist die Schwester von Nasser Al Zadjali, der damals die Reise führte und außerdem die Nichte von Ibrahim Al Balushi. Ich freue mich, dass sie mir nun die Möglichkeit gibt, eine Woche ihren Alltag kennenzulernen. Vom Besuch bei Hanan verspreche ich mir einiges, zum Beispiel einen Einblick in verschiedene, nur Frauen zugängliche Bereiche. Ich möchte wissen, wie es ihr gelingt, ohne Ehemann zurecht zu kommen und vor allem, ob sie als geschiedene Frau von der Gesellschaft akzeptiert wird bzw. auch integriert ist. Susan hatte mir erzählt, dass Geschiedene nach der Scheidung wieder in das Haus ihres Vaters zurückkehren müssen. Doch Hanan lebt al-

leine, nur mit ihrer Mutter Aischa und den beiden Kindern. Ihr Sohn Amran ist neun Jahre, die Tochter Abir acht Jahre alt. Das Haus hat sie von ihrem Erbe, ihr Vater ist früh verstorben, und ihrem Gehalt gekauft. Die 33-Jährige ist Lehrerin für Geografie und unterrichtet in Kamil, einem ca. 60 Kilometer von Sur entfernten Ort.

Gleich zu Beginn meines Aufenthalts bei Hanan erlebe ich einen Höhepunkt: eine omanische Hochzeit. Die Tochter einer Freundin von Hanan heiratet. Die eigentliche Eheschließung hat bereits vorher in der Moschee stattgefunden, dort unterschreiben in der Regel der Vater der Braut und ihr zukünftiger Ehemann die Papiere. Die Party, auf die mich die Lehrerin mitnimmt, folgt danach. Wobei das Wort Party relativ zu verstehen ist. Das Fest ist in keiner Hinsicht mit unseren Hochzeitsfeierlichkeiten zu vergleichen. Denn die Hauptperson, die Braut, fehlt. Dass getrennt gefeiert wird, ist, wenn man sich mit der arabischen bzw. islamischen Kultur auseinandersetzt, ja noch nachvollziehbar. Aber dass die Braut an ihrem Ehrentag vom Großteil der Feier nichts mitbekommt, leuchtet mir als Europäerin so gar nicht ein. Der Bräutigam darf das Fest im Kreise der männlichen Verwandten und Freunde genießen, die Braut muss hingegen in anderen Räumlichkeiten warten. Währenddessen tanzen ihre weiblichen Verwandten auf einer Art Laufsteg in der Mitte der Halle, in schicken Abendkleidern und mit mehreren Kilo Make-up im Gesicht. Die Haare sind kunstvoll drapiert, überall funkelt Strass. Um die Bühne herum sitzen an sicherlich hundert Tischen weitläufigere Verwandte, Freunde, Geschäftspartner und Bekannte der Braut bzw. der Familie. Natürlich nur Frauen. Auf den Tischen diverse Häppchen, Sandwiches und eine Art Brei aus Reis und Huhn. Dieser ist etwas gewöhnungsbedürftig für europäische Gaumen. Ein ähnliches Gericht durfte ich zuvor beim Hajari-Scheich in der Wahiba kosten. Er hatte mich und das Fernsehteam nach dem Dreh mit den Beduinenfrauen zum Abendessen eingeladen.

Später gehen ältere Frauen, ich vermute die Mutter und Großmütter der Braut, herum und reichen Halwa, eine omanische Süßigkeit, bestehend aus Stärke, Eier, Zucker, Wasser und Butterfett, abgeschmeckt mit Safran, Kardamom und Rosenwasser. Zusätzlich gibt es Kaffee und Cupcakes, üppig dekorierte Törtchen. Fast scheint es mir, als wären viele Frauen nur aus einem Grund gekommen: zum „Lästern“ bzw. um sich darüber zu unterhalten, was die Familienmitglieder anhaben, was es zu essen gibt und vor allem wie die Braut aussieht. Diese kommt kurz nach 23 Uhr endlich mit ihrem Angetrauten in den Saal. Jetzt wird erstmals auch gefilmt und fotografiert. Unsicher sind ihre Schritte, kein Wunder, wenn alle Blicke auf sie gerichtet sind. Außerdem muss sie aufpassen, nicht auf das üppige, mit viel Tüll und Rüschen verzierte Kleid zu treten. Hanan erklärt mir, dass vor der Hochzeit ein üppiges Beautyprogramm erfolgt, die Braut ihren Körper mit speziellen

Mischungen einreibt, damit die Haut weiß und geschmeidig wird. In diesen Tagen bekommt sie niemand zu Gesicht, sie verschleiert sich sogar im eigenen Haus, damit die Paste auf Gesicht und Körper einwirken kann. Tradition hat auch die Hennanacht kurz vor der Hochzeit, an dem Schwestern, Cousinen, Tanten und Freundinnen die Braut besuchen. Dabei werden Hände und Füße kunstvoll mit Henna bemalt. Das Pulver stammt von einem Strauch. Getrocknet ist es grün, um es aufzutragen, wird es zu einer Paste gemischt. Die fertige Mixtur ist in allen Läden zu bekommen, die Beautyprodukte verkaufen. Am besten bleibt die Qualität im Gefrierfach erhalten.

Hanan muss es wissen, sie selbst fertigt für Frauen kunstvolle Hennabemalungen an. Und auch ich werde später in den Genuss ihres Handwerks kommen. Doch erst mal wieder zur Hochzeit. Nach dem Gang des Paares über den Laufsteg werden die beiden auf einem weißen barocken Sofa platziert, nach einigen Schüssen fürs Familienalbum verlässt der Bräutigam den Raum, jetzt folgen unzählige Bilder der Braut mit Schwestern, Cousinen, Mutter, Oma, Tanten und wer sonst noch will. Eine halbe Stunde später wird sie ihr Angetrauter wieder abholen, er geht derweil wieder zu den Männern zurück, die parallel feiern. Dann verlassen beide die Feierlichkeiten und verbringen die Hochzeitsnacht im Hotel. Ob die Braut wohl weiß, was sie erwartet? Ob sie es genießen kann, nach all der Aufregung und anstrengenden Vorbereitung im Vorfeld? Vielleicht in den Flitterwochen? Nach einem Essen am nächsten Tag bei den Brauteltern geht es nämlich nach Sri Lanka und Malaysia. Da werden beide hoffentlich die schönen Seiten der Zweisamkeit entdecken. Die Anzahl der Ehen im Oman, die noch von den Eltern arrangiert werden, geht zurück, Liebesheiraten nehmen zu. Nach wie vor wird aber häufig im weitläufigeren Verwandtenkreis geheiratet. Das gilt auch für dieses Paar, das sich schon vor der Hochzeit kannte.

Apropos Frauen. In Muscat sind mir durchaus attraktive Geschlechtsgenossinnen begegnet. Hier im Saal ist es nicht einfach, eine oder einige auszumachen, die unserem westlichen Schönheitsideal entsprechen. Die Gesichter der Frauen offenbaren für mich die engen Bezüge zwischen Afrika und Arabien. Um 1730 unterwarf Saif ibn Sultan weite Gebiete der afrikanischen Ostküste, ab 1840 regierte der Sultan der Seefahrernation sein Reich sogar von der Insel Sansibar aus, die bis ins 19. Jahrhundert zudem Zentrum des ostafrikanischen Sklavenhandels war. In Hamburg ist übrigens eine omanisch-sansibarische Prinzessin beerdigt: Sayyida Salme. Die Tochter des omanischen Sultans Sayyid Said wurde 1844 auf Sansibar geboren und heiratete später den deutschen Kaufmann Rudolph Heinrich Ruete.

Der afrikanische Einschlag ist bei der Bevölkerung in Sur allerdings bei weitem nicht so stark auszumachen wie in der Region Dhofar und der Stadt Salalah – und damit zurück zu den weiblichen Hochzeitsgästen. Alle tra-

gen Abaya, teils sehr kunstvoll und üppig mit Strass verziert. Doch bei einigen sitzt der Hijab, das Kopftuch, so weit hinten, dass man ihr schwarzes, dunkelbraunes oder gefärbtes Haar sehen kann. Dessen krause Struktur, die Gesichtszüge und die dunkle Hautfarbe – die Frauen im Oman scheinen, je nach Region und gemessen an westlichen Maßstäben, weniger attraktiver als die Männer zu sein. Eine Einschätzung, die der eine oder andere männliche Ausländer, der im Sultanat lebt und arbeitet, bestätigt. Woran es liegt? Vielleicht an der üppigen Figur. Schlank sind, wenn überhaupt, nur die jungen Mädchen. Sobald sie verheiratet sind, gehen die Damen im wahrsten Sinne auf wie ein Hefekuchen. Einerseits eine Folge der Schwangerschaften, die in manchen Fällen äußerst schnell auf die Hochzeit folgen. Doch sicher auch die inzwischen zu sehr auf Kohlenhydrate ausgerichtete Ernährung.

Zucker ist allgegenwärtig. Aber nicht in natürlicher Form wie er in Datteln oder anderem Obst vorkommt. Sondern industriell hergestellter Zucker. Im Tee, diversen Süßspeisen, die zum Kaffee gereicht werden, dazu kommen die leicht vom Körper aufzuspaltenden Kohlenhydrate in Reis und Brot. Ein weiteres Problem: der zunehmende Fast-Food-Konsum. Das gleicht einer Mast. Kein Wunder, dass die Abayas alle XXXL Format haben bzw. einem Zelt gleichen. So bleibt die Figur einerseits wie von der Religion gewünscht im Dunkeln, darunter lassen sich auch Pfunde gut verstecken. Auf Nachfrage geben meine männlichen omanischen Freunde zu, dass das Gewicht bzw. die Figur einer Frau hier aber eine eher untergeordnete Rolle spielt bzw. sie nicht ganz so schlanke Frauen bevorzugen. Allerdings besteht ein Unterschied zwischen „fraulich-feminin“ gleich einer Sanduhr und „beleibt“ bzw. übergewichtig. Letzteres ist aus gesundheitlicher Sicht bedenklich – sowohl bei Männern als auch bei Frauen. Bei einem abendlichen Spaziergang gesteht mir Hanan, dass sie gerne zehn Kilogramm Gewicht verlieren möchte. Das Problem: Die Frauen essen nicht nur ungesund, sie bewegen sich auch viel zu wenig. Der größte Teil der Besorgungen wird per Auto erledigt, manche wollen sogar das Haus nicht verlassen oder werden von ihrem Ehemann angehalten oder quasi gezwungen, dies nicht zu tun. Würde man ihnen einen Schrittzähler geben, kämen pro Tag höchstwahrscheinlich keine 1.000 zusammen. Als ich meiner Gastgeberin erzähle, dass ich am Wochenende gerne ohne Probleme 20 Kilometer und mehr wandere, ist sie verblüfft und meint, dass sie das nicht schaffen würde. Für mich alles eine Frage des Trainings. Ich denke, dass unser Körper nicht dafür gemacht ist, die ganze Zeit zu sitzen. Wir müssen uns bewegen. Postboten kommen übrigens auf 15.000 Schritte pro Tag.

Bewegen wollen Hanan und ich uns auch in den nächsten Tagen – zum Zu-Fuß-Gehen sind dabei allerdings die Entfernungen zu groß. Daher muss ein Auto her. Vor kurzem hatte die Lehrerin einen Unfall mit ihrem Wagen.

Für einen Neuen reicht derzeit das Geld nicht. Glücklicherweise leiht uns ihr Bruder seinen für einen Tag. Damit wird erst mal ein Großeinkauf erledigt. Denn Hanan ist eine begeisterte und begnadete Köchin. Später verrät sie mir noch das Rezept für ihr Biriyani, ein im Oman weit verbreitetes Reisgericht. Nach dem Shopping steht ein Familienbesuch an. Wir fahren nach Bilad, einem Stadtteil von Sur, und treffen dort diverse weibliche Verwandte der Al Zadjali Familie und der Al Balushi Familie. Die Frauen sitzen zusammen bei Kaffee, Früchten und Datteln, in diesem Fall im Zimmer einer bettlägerigen Verwandten.

Der enge Familienzusammenhalt beeindruckt mich immer wieder. Alte Menschen werden nicht, wie im Westen vielfach üblich, in Heimen betreut, sondern sind bis an ihr Lebensende Teil der Familie und nehmen, soweit es ihnen möglich ist, am Alltag teil. Andererseits sind die engen Familienbände auch ein Fluch. Geheiratet wird oft innerhalb des Kreises, zum Beispiel Cousin und Cousine. Es fehlt das „frische“ Blut, sprich neues genetisches Material, Erbkrankheiten können so verstärkt auftreten. Laut eines Berichts der Frankfurter Allgemeinen vom Juni 2011 liegt die Zahl der Verwandtenehen im Oman bei 60 bis 80 Prozent. Der im Artikel zitierte Direktor des Instituts für medizinische Genetik der Berliner Charité, Stefan Mundlos, sieht darin ein großes Problem für das kleine Land. „Bei verwandten Eltern ist das Risiko, Kinder mit angeborenen Krankheiten zu bekommen, doppelt so hoch wie bei nicht blutsverwandten Eltern.“

Außerdem besteht insbesondere für die weiblichen Verwandten ein gewisser Druck, sich familienkonform zu verhalten. Kaum eine käme auf die Idee, sich den Wünschen der Älteren, Väter oder Brüder zu widersetzen. Solange eine Frau tut, was von ihr erwartet wird, kann sie auf jede Hilfe von männlicher und weiblicher Seite zählen. Insofern ist es eine Ausnahme, dass Hanan alleine wohnt – ohne männlichen Beistand. In dem von ihr selbst gekauften Haus lebt sie seit ihrer Scheidung im Jahr 2005. Diese hat sie selbst herbeigeführt. Ein nicht ganz einfaches Unterfangen. Seit meinem Gespräch mit Susan in Salalah weiß ich, dass die Scharia es Frauen viel schwerer macht sich zu trennen als Männern. Diese müssen lediglich zwei Zeugen für die Scheidung benennen und die Papiere beim Gericht einreichen. Doch wie läuft das Verfahren für eine Frau genau ab? Ich traue mich, Hanan zu fragen. Ein bisschen stockend beginnt sie zu erzählen. „Zuerst haben wir beide, mein Mann und ich, jeweils einen Vertrauten benannt.“ Diese sprachen darüber, welche Gründe es für die Scheidung gibt, ob das Dinge sind, die sich regeln lassen, oder ob die Differenzen zu groß sind. Das Ergebnis wurde dann dem Gericht vorgelegt. In Hanans Fall bestand keine Chance auf Einigung. Ich möchte wissen, warum. „Mein Mann war eifersüchtig auf die Kinder, vor allem auf meinen Sohn“, verrät sie mir. Und dann ergänzt sie noch:

„Außerdem schlug er mich.“ Dabei zittert ihre Stimme. Ich kann es gar nicht glauben, was ich da höre. Ich habe Hanan in den letzten Tagen als äußerst selbstbewusst kennengelernt. Als eine Frau, die weiß, was sie will, die ihre Meinung vertritt, die ihren Wert kennt. Doch Gewalt in der Ehe kann jede Frau treffen und sie existiert in jeder Gesellschaft.

Der Islam fordert zwar eine gewisse Gehorsamspflicht von Frauen in der Ehe, verurteilt aber Schläge oder andere körperliche Gewalt. So erkannte das Gericht Hanans Gesuch auf eine Trennung an. Sie zahlte den Brautpreis zurück und kaufte sich so frei aus ihrer Ehe. Ihr Ex-Mann muss seitdem Unterhalt bezahlen. Allerdings möchte Hanan vor Gericht nun eine Erhöhung erstreiten. „Die Kinder sind größer, ich muss mehr Geld ausgeben für Kleidung, Lebensmittel und Schulmaterial.“ Und natürlich steigen auch die Wünsche der beiden. Kein Wunder, wenn sie ständig mit Werbung im Fernsehen konfrontiert werden. Das TV-Gerät läuft in Hanans Wohnzimmer von morgens bis abends. Etwas, das ich nicht schätze, und ich halte es auch für problematisch, wenn man als Elternteil nicht kontrolliert, welche Sendungen die Kinder sehen. Doch zu Hause ist Hanan nicht Pädagogin, sondern manchmal auch nur überforderte Mutter. Insbesondere mit ihrem Sohn gibt es immer häufiger Diskussionen. „Da wünsche ich mir manchmal einen Mann, der ihm zeigt, wo es langgeht“, gibt sie zu.

Wenn Amran bei seinem Vater sei, wäre er deutlich folgsamer. Theoretisch könnte dieser seinen Sohn auch zu sich holen. „Mein Ex-Mann hätte das Recht, die Kinder selbst zu erziehen, und ich muss ihn auch um Erlaubnis fragen, wenn ich mit beiden das Land zum Beispiel für einen Urlaub verlassen will“, sagt die 33-Jährige. Beide Tatsachen ärgern sie. „Sollte mein Ex-Mann nicht mehr Unterhalt zahlen, will ich ihm die Erlaubnis abringen, dass er Amran und Abir in meiner Obhut belässt und ich mich mit ihnen frei bewegen kann.“ Sollte sie das alleinige Sorgerecht bekommen, wäre auch die Gefahr vom Tisch, die Kinder bei einer erneuten Heirat zu verlieren. „Denkst du darüber nach?“ Hanan lächelt und sagt nur so viel: „Ich bin und bleibe romantisch.“

Nicht jede geschiedene Frau ist wie Hanan in der glücklichen Lage, einen Beruf zu haben und auf eigenen Füßen stehen zu können. Sie machte am College of Sur ihren Bachelor in Geografie und unterrichtet inzwischen seit 11 Jahren, davon vier Jahre in Muscat und sieben Jahre in Kamil. Jeden Morgen um 6:30 Uhr holt sie ein Wagen ab und fährt die Lehrerin zusammen mit anderen Kollegen zum Unterricht. Dort erscheint sie übrigens immer geschminkt. Der Direktor bat sie anfangs, auf Make-up zu verzichten. Doch Hanan lehnte ab. Sie will den jungen Mädchen vom Lande ein Vorbild sein. Und auch ich erlebe sie nur selten ungeschminkt. Wenn wir das Haus verlassen, macht sich die Pädagogin immer zurecht. „Ich liebe das, fühle mich dann einfach besser“, verrät sie mir.



In dieser Hinsicht ist Hanan typisch Frau. Schönheit und Mode – das gehört zu ihrem Leben. Jeden Monat beehrt sie ihren Schneider, um sich eine neue Abaya anfertigen oder eine vorhandene umändern zu lassen. Und wann es ihr möglich ist, genießt sie eine Behandlung in ihrem Beautysalon. Dort werden die Schleier gelüftet, sind die Frauen unter sich. Klar, dass auch ich gerne diese besondere Atmosphäre erleben möchte.

Meine Gastgeberin nimmt mich mit in den Souk von Sur. Im ersten Stock eines Wohnhauses liegt der Schönheitstempel. Die Einrichtung ist barockartig. Gold umrahmte Spiegel, Kronleuchter, die Wände in kräftigen Farben gestrichen. Empfangen werden wir von einer großen Frau mit afrikanisch anmutenden Gesichtszügen. Hanan begrüßt sie mit einem Küsschen auf die Wange. Man kennt sich. Und auch die anderen Frauen reden ungezwungen miteinander, es scheint, als ob alle miteinander befreundet seien. Die Abayas hängen an der Garderobe, eine Verschleierung würde bei der Gesichtspflege, Pediküre oder Enthaarung nur stören. Hanan übergibt mich an Ruby und lässt sich dann auf einem Sofa nieder, nicht ohne mir ein „Enjoy it!“ hinterher zurufen.

Die Marokkanerin spricht kaum Englisch, daher versuche ich mich mit meinen rudimentär noch vorhandenen Französisch-Kenntnissen zu verständigen. Doch allzu viel muss ich nicht reden. Es geht schließlich ums Entspannen. Ich werde auf einer mit Handtüchern abgedeckten Liege platziert, um ein „Facial“ zu bekommen. Bei dieser Behandlung wird die Haut intensiv gereinigt. Ob ich nachher einen Teint wie ein Pfirsich haben werde? Zuerst entfernt Ruby mein Make-up, dann trägt sie mit den Fingern eine Peelingcreme auf. Deren feine Körnchen entfernen die oberen, abgestorbenen Hautschüppchen. Schwämmchen, getränkt in warmem Wasser, gleiten über mein Gesicht. Warmer Dampf, der die Poren öffnen soll, folgt darauf. Eine Kundin auf der Nachbarliege plaudert währenddessen mit ihrer Beautyexpertin. Bei mir entfernt die Marokkanerin nun mit geübten Fingern Unreinheiten, danach folgen Maske und zum Schluss eine Gesichtsmassage mit Creme. Schließlich der Blick in den Spiegel. Noch ist das Gesicht von der Behandlung gerötet, in den nächsten Tagen kann ich mich jedoch an reiner, glatter Haut erfreuen.

Damit aber nicht genug. Jetzt sind Hände und vor allem Füße dran. Während der Mani- und Pediküre durch Ling, eine Philippinin, plaudere ich mit Hanan, die neben mir auf dem Stuhl sitzt und beobachte die anderen Frauen. Eine lässt sich von der Chefin des Salons die Haare im Gesicht entfernen – mit einem Faden. Dieser wird zwischen den Fingern schnell gedreht und dabei über die Haut geführt, sodass sich die Härchen darin verfangen und entfernt werden. Die Methode soll aus Persien stammen und wird bei uns in Deutschland vor allem von türkischen Frauen

praktiziert. „Das Prinzip beherrsche ich auch“, verrät mir Hanan. „Wenn du willst, zeige ich dir, wie es geht.“ Das lasse ich mir nicht zweimal sagen. Währenddessen hat die Asiatin auch die Behandlung beendet. Schön gefeilte Nägel, zarte Hände und Füße ohne Hornhaut sind der Lohn fürs Stillsitzen. Das ganze Beautyprogramm hat über zwei Stunden gedauert. Zu viel für meinen Geschmack. Vielleicht fehlt mir als Europäerin doch ein wenig die orientalische Gelassenheit?

Wieder zu Hause weilt mich die Lehrerin dann, wie versprochen, in die Fadenmethode ein. Mein Fazit – es tut weh und sieht viel einfacher aus, als es ist. Ihr Tipp: „Üben, üben, üben.“ Und die Schmerzen würden mit der Zeit auch weniger. Übung macht bekanntlich den Meister. Und auf einem anderen Gebiet ist Hanan eine wahre Meisterin: dem Auftragen von Hennamotiven. „Henna ist für mich Lebensfreude“ sagt sie. Sie verziert ihre Hände oder Füße mit den kunstvollen Mustern gerne, wenn sie sich freut oder um etwas zu feiern, zum Beispiel den Beginn der Ferien. In den Beautytempeln wird das Bemalen auch angeboten, „gutes“ Henna gilt aber unter den omanischen Frauen als Freundschaftsdienst, als etwas, das man nicht kaufen kann.

Und als Hanan beginnt, meine Hände mit Hilfe einer Spritztüte voller Henna zu bemalen, verstehe ich, was damit gemeint ist. Sacht streicht sie über meine Haut, so, als wolle sie dadurch herausfinden, nach welchen Motiven sie verlangt. Die junge Mutter arbeitet ohne Vorlagen, ein dünner Strang Henna-Paste schlängelt sich über meinen Unterarm, mal dick aufgetragen, mal hauchdünn. Es wachsen Blumen und Blätter. Knospen entstehen, verbinden sich mit Ranken zu einem filigranen Blütenteppich, der nach und nach bis zu meinen Fingern wächst. Keine Korrekturen, kein Stocken – schweigend malt Hanan mit Henna. Fasziniert verfolge ich, wie sie jede Linie setzt, wage nicht, sie zu unterbrechen. Zum Schluss ein prüfender Blick auf die rechte Hand, dann greift sie wieder zur Tüte und widmet sich meiner linken. Ich verliere jedes Zeitgefühl und kann meine Augen nicht davon abwenden, wie das Motiv Stück um Stück wächst – das reine Produkt ihrer Fantasie. Ich spüre ein leichtes Brennen auf der Haut, während das Henna einzieht und nach und nach trocknet. Erst dann darf ich es abkratzen, „doch nicht waschen“, ermahnt mich Hanan. Noch ist die Farbe ein Pumuckl-artiges Orangerot. Erst am nächsten Morgen zeigt sich das warme Rotbraun. Fremd und doch wunderschön wirken meine Hände mit den Zeichnungen, die etwas Öl zum Glänzen bringt. Derartig geschmückt steige ich in den Flieger nach Deutschland. Dort begleitet mich der Hautschmuck noch gut zwei Wochen, nach und nach verblassen die Motive. Doch die Erinnerungen an die omanischen Frauen und die Zeit, die ich im Sultanat verbracht habe, werden bleiben.

## 17. Schlussbetrachtung

Frauenförderung in einem islamischen Land – mit diesem Thema habe ich mich bei der Heinz-Kühn-Stiftung beworben. Die Frauen, die ich im Oman getroffen habe, haben mir bestätigt, dass ihnen viele Türen offen stehen. Doch ein generelles Urteil über die Situation der Frauen in diesem traditionell islamisch geprägten Land kann und will ich nicht fällen. Denn jeder ist seines Glückes Schmied oder in diesem Fall: Jede ist ihres Glückes Schmied. Die Frauen im Sultanat spiegeln meines Erachtens dort auch den gesamten Wandel der Gesellschaft wieder. Sie stehen mit einem Bein in der Moderne, in die der Sultan das Land innerhalb kurzer Zeit geführt hat, sie sind aber genauso noch weiter an konservative Werte gebunden. Die einen wollen Modernität und Liberalität, die anderen können gut mit der herkömmlichen Rollenverteilung leben. Doch im Unterschied zu den Nachbarstaaten wie beispielsweise Saudi-Arabien wird ihnen der Wechsel in die andere Rolle, in die einer modernen, emanzipierten Frau, deutlich leichter gemacht. Von staatlicher Seite aus sind die Hemmnisse gering, wenn sich eine Frau entfalten will, vor allem wenn sie das Glück hat, in der Hauptstadt zu leben. Die Beschränkungen liegen eher auf gesellschaftlicher Ebene. Diese erwartet von Frauen teilweise nach wie vor, sich in eine angestammte, teils durch die Religion definierte Rolle zu fügen. Doch meines Erachtens wird es auch hier zu Lockerungen kommen. Schon jetzt ist zu beobachten, dass die jungen Omanis auf andere Dinge Wert legen als ihre Eltern. Vor allem der wachsende Wunsch nach Wohlstand, der mit zwei Gehältern deutlich einfacher zu bewerkstelligen ist, trägt dazu bei, dass sich für Frauen neue Türen öffnen.

## 19. Danksagung

Eine wunderbare und spannende Recherchereise geht zu Ende. Mein Dank gilt der Heinz-Kühn-Stiftung, die es mir ermöglicht hat, ein Thema, das nichts mit meinem normalen Redakteursalltag zu tun hat, so umfassend zu beleuchten. Und natürlich Ute Maria Kilian für die Unterstützung bei der Organisation, die wunderbaren Stipendiatentreffen und den Gedankenaustausch per Mail oder Telefon. Herzlichen Dank auch an Julietta Baums von Nomad Reisen für die Tipps und Kontakte im Vorfeld, insbesondere zu den beiden Pädagoginnen Marlene Plankermann und Andrea Wenke. Ebenso danke ich Juliettas Mann Ibrahim Al Balushi für die Hilfe vor Ort, nicht nur während der Drehzeit mit den Kollegen von Deutsche Welle TV. Mein herzlicher Dank gilt auch den anderen Mitgliedern der Familie Al Balushi, insbesondere Said für seine Unterstützung bei der Quartierssuche und die Fahr-

dienste, Gamila für die nette Unterbringung und Bewirtung. Georg Popp und Juma Al-Maskari von der Deutsch-Omanischen Gesellschaft e.V. danke ich für Kontakte zu Frauen und ihrem Versuch, mir bei der Wohnungssuche zu helfen. Ganz besonders bedanke ich mich aber bei den wunderbaren Frauen im Oman für ihre Offenheit und ihren Mut, mir so viele Dinge zu offenbaren, allen voran Hanan Al Zadjali, die für mich zu einer Art Schwester wurde, die ich nie hatte.